

Wild, Jagd und TseTse in Simbabwe

Impressionen einer Privatexkursion im Jahre 2010

Dr. Volker Guthörl

2010



*Merkwürdige Sprünge in der „Afrikanischen T/Raumzeit“
In den Trümmern von „New Zimbabwe“ stehen die Ruinen von „Great Zimbabwe“ -
ein stilles Denkmal für die Vergänglichkeit von Staatsgebilden*

Wildland Weltweit - *The Wildlife People*



Les éditions - Wildland Weltweit - Verlag
25 rue Principale, F-57720 Rolbing, France
50 Krige Laan, Irene 0062, South Africa

www.wildlandweltweit.de

Wild, Jagd und TseTse in Simbabwe - *Impressionen einer Privatexkursion im Jahre 2010*

© 2010 Dr. Volker Guthörl & Les éditions Wildland Weltweit

Neither this book nor any part of it may be reproduced or transmitted in any form or by any means, electronic or mechanical, including photocopying, microfilming, and recording, or by any information storage or retrieval system, without prior permission in writing from the publisher and the author. Such consent does not extend to copying for general distribution, for promoting, for creating new works, or for resale. Specific permission must be obtained in writing from the publisher and the author for such copying. Direct all inquiries to: Les éditions Wildland Weltweit.

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt. Die dadurch begründeten Rechte, insbesondere die der Übersetzung, des Nachdruckes, des Vortrages, der Entnahme von Abbildungen und Tabellen, der Funksendung, der Mikroverfilmung oder der Vervielfältigung auf anderen Wegen und der Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen, bleiben, auch bei nur auszugsweiser Verwertung, vorbehalten. Eine Vervielfältigung dieses Werkes oder von Teilen dieses Werkes ist auch im Einzelfalle nur in den Grenzen der gesetzlichen Bestimmungen des Urheberrechtsgesetzes der Bundesrepublik Deutschland zulässig. Sie ist grundsätzlich vergütungspflichtig. Zuwiderhandlungen unterliegen den Strafbestimmungen des Urheberrechtsgesetzes. Nachdruck, auch auszugsweise, sowie Verwendung in anderen Medien oder in Seminaren, Vorträgen etc. nur mit schriftlicher Genehmigung des Verlages und des Autors.

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie;
detaillierte bibliographische Daten sind im Internet abrufbar: www.dnb.de

Bildnachweis

Alle Bilder stammen von Dr. Volker Guthörl oder Stella Guthörl

ISBN 2-9526155-6-X

EAN 9782952615563

wildland.org.za

Inhaltsverzeichnis

„Afrikanische Träume“ in Raum und Zeit ... 5

Keine „Traumreise“: Mit dem Landrover durch Simbabwe ... 5

Wildhaltung, Jagd und „schwarze Genossen“ ... 8

Jagdsystem 8 - Jagen auf Staatsland 8 - Nationalparke 9 - Safarigebiete 9 - Offene Auktionen 9 - Abschussgebühren im Voraus 10 - Bedeutung des Jagdveranstalters 10 - Preisgünstige Chancen 11 - Jagdpachtverträge 11 - Jagd auf privatem Farmland 12 - Wildnutzung auf Stammes- und Kommunalland 13 - Wilderei und CAMPFIRE 14 - Jagd auf Kommunalland 15

„Afrikanischer Traumentanz“: Genossenschaftliche Wildhaltung ... 15

„Afrikanischer Albtraum“: Wildheger, Tierschützer & Wildräuber 17

„Afrikanische Wiedergänger“: TseTse, Nagana und Schlafkrankheit 20

Afrikas „Gute Regierung“: Untote Bantukönige! ... 22

„Afrikanische T/RaumZeit“: Büffeljagd am Sambesi ... 23

Von Harare bis zum „Ende der Wolken“ 23 - Unsere Jagdreviere am Sambesi 24 - Das Familienunternehmen „Marabou Safaris“ 25 - Jagdabenteuer am Sambesi 29

Übersichtskarte: Nord-Simbabwe und Safarigebiete ... 48

Photographische Impressionen ... 49

Von Südafrika aus quer durch Simbabwe 49 - Von Harare zum Sambesi 58 - Wild und Jagd am Sambesi 65 - „Afrikanischer Traumentanz“ 96





„Afrikanische Träume“ in Raum und Zeit

Ein Vierteljahrhundert ist vergangen, seit wir unsere ersten Forschungscamps in den peripheren Wildnis- und Stammesgebieten Simbawes und Sambias errichteten. In Zusammenarbeit der „Europäischen Gemeinschaft“ mit den Nachbarländern des „Apartheidstaates Südafrika“ wurden von europäischen Wissenschaftlern und afrikanischen Experten umweltverträglichere Methoden der TseTse-Kontrolle entwickelt. Die Erforschung der Auswirkungen auf Wildtiere, Ökosysteme und menschliche Landnutzung war unsere Aufgabe in dem Entwicklungsprogramm.

Naturwissenschaftler und Geographen sind ja von eher skeptischer Natur und haben den kritisch-professionellen Blick für die Landschaftswirklichkeit. Nach jahrelanger Forschungsarbeit waren wir nicht nur vertraut mit wirksamer TseTse-Kontrolle in vitalen Wildökosystemen, sondern auch mit den kulturellen und politischen Verhältnissen vor Ort. Somit hatten wir schon damals Zweifel an der Überlebensfähigkeit „nachhaltiger“ Entwicklungsprogramme im Lande der „Comrades“, wenn die europäischen Helfer sich einst zurückziehen und die schön aufgebauten Projekte wie geplant in die Hände der schwarzafrikanischen „Counterparts“ übergeben würden. Solche Bedenken passten jedoch nicht in das politisch korrekte Bild vom „afrikanischen Modell“ Simbabwe. - So viel zur Nachhaltigkeit von Entwicklungspolitik.

Nicht nur wegen der großartigen Wildlandschaften und Jagdmöglichkeiten ist uns Simbabwe im Laufe der Zeit vertraut geworden, sondern auch wegen der freundlichen Landbevölkerung. Das Schicksal der einst als „Modell für Afrika“ gepriesenen CAMPFIRE-Projekte (Wildhaltung auf Kommunalland mit Beteiligung der Bevölkerung), sowie der Conservancies (Hegegemeinschaften auf privatem Farmland) haben wir über die Jahre hinweg beobachtet, nicht zuletzt, weil sie uns in den 1990er Jahren als Muster zum Aufbau ähnlicher Wildhaltungssysteme in Namibia dienten. Mit einigen Simbawern unterschiedlicher Couleur sind wir seit Jahrzehnten befreundet und haben ihren Überlebenskampf im bizarren „Modellstaat“ des Dr. Mugabe bis heute begleitet.

Neben dem eingangs skizzierten „Silberjubiläum“ meiner Forschungstätigkeit in Simbabwe gab es im Jahre 2010 noch weitere Anlässe für eine längere Reise an den Sambesi, und zwar zusammen mit Frau und Kind: Unsere Hochzeitsreise vor 20 Jahren war eine mehrwöchige Kanutour den Sambesi hinab. Diesen wilden Sambesistrom und seine großwildreiche Umgebung sollte jetzt unser Sohn kennenlernen. Wohl hat der „Buschmann-Fritz“ schon mehrere Exkursionen in die Namib und Zentralkalahari mitgemacht, von den feuchten Tropen hatten wir das Kleinkind wegen des hohen Malariarisikos aber ferngehalten. Mit sechs Jahren ist er nun alt genug für wirksame Prophylaxe.

Außerdem wollte ich meinen 50. Geburtstag abseits von Zwangsjacken und Festreden feiern. Mein Traum: Jagd auf einen „Old Dagga Boy“, also einen wirklich alten Büffelbullen am Sambesi. Im Idiom der Shona und Tonga bedeutet „Dagga“ Schlamm. „Schlamm-Burschen“ heißen die alten Bullen der Kaffernbüffel in Simbabwe, weil sie fast täglich suhlen und danach von einer graubraunen Schlammkruste bedeckt sind, die vor den Bissen der TseTse und Sonne schützt. - Diese Büffeljagd war die passende Gelegenheit, eine neue Jagdlodge und die Jagdreviere von „Marabou Safaris“ zu besuchen, ein Unternehmen, das langjährigen Freunden gehört.

Keine „Traumreise“: Mit dem Landrover durch Simbabwe

Da Biogeographen ihre Wissenschaft und die private Passion für Wild und Natur nicht trennen, gibt es bei uns keine Familienferien im üblichen Sinne. So etwas wird integriert in eine Forschungsreise des Vaters. An unserem Wohnsitz in Südafrika wurde diese Privatexkursion vorbereitet. Ausrüstung und Material mussten gründlich überprüft und ergänzt werden, denn in Simbabwe herrscht Mangel und Ersatzteile sind kaum zu beschaffen.

Während der Landrover gewartet und bis zum Dach mit Treibstoffen, Ersatzteilen, Ausrüstung und Vorräten vollgepackt wurde, konnte sich unser „Buschkind“ eine Woche lang von seinem ersten Schuljahr in Frankreich erholen und auf die langen Sommerferien im afrikanischen „Bundu“ freuen.

Zugleich musste sich der Blondschoopf wieder an die Sonne im „Hochveld“ gewöhnen. Trotz der Winterkälte mit Nachtfrosten, die hier Anfang Juli normal sind, ist die UV-Strahlung auf rund 1.500 Meereshöhe sehr hoch. - Meine Frau konnte erst drei Wochen später aus Frankreich anreisen und wollte mit dem Flugzeug nach Harare fliegen.

Nach Abschluss der Vorbereitungen ging es mit dem schwer beladenen Landrover „auf Pad“. Von der Zentralprovinz Gauteng im Hochland Südafrikas bis zum Sambesital in Simbabwe sind es rund 2.000 Kilometer Fahrtstrecke. Dafür braucht man mit dem Landrover und einem kleinen Kind als Passagier mindestens drei Tage; im Exkursionsplan waren dafür ein bis zwei Wochen eingeplant. Diese langsame Art des Reisens ohne feststehende Tagesetappen bevorzuge ich, weil spontane geographische Erkundungen entlang der Wegstrecke möglich sind.

Vor dem Grenzübergang nach Simbabwe, besuchten wir zunächst eine befreundete Familie, auf ihrer Wildfarm bei Thabazimbi am südafrikanischen Waterberg. Der deutschstämmige Südafrikaner Dr. Wilhelm Schack ist Wildtierveterinär: spezialisiert auf Großwildtransporte sowie ökologische Beratung von Wildfarmern. Die anschließende Fahrt durch das „Buschveld“ gab Gelegenheit für Erkundungen zur aktuellen Situation der Jagd- und Wildfarmen in der Provinz Limpopo.

Nach einer Woche im Buschveld ging es dann weiter nach Simbabwe. Am Grenzübergang Messina-Beitbridge, wo die Polizei- und Zollkontrollen vor zwei Jahren noch leidlich organisiert waren, herrscht inzwischen das afrikanische Chaos, welches auf der „Großen Nordroute“, die von Südafrika nach Zentral- und Ostafrika führt, bislang erst am Grenzübergang nach Sambia anfangt. Wenn man nicht mehrere Tage in stinkenden Baracken mit sinnlosem Papierkrieg verbringen will, können die nötigen Dokumente für Fahrzeug, Ausrüstung und Jagdwaffe nur mittels zwielichtiger „Zolllotsen der afrikanischen Art“ und Schmiergeldern in harter Währung beschafft werden. Das ermöglicht den Grenzübertritt in der relativ kurzen Zeit von drei Stunden.

Wer mangels einschlägiger Erfahrung bzw. pekuniärer Mittel nicht derart nachhelfen kann, sitzt an solchen Grenzen tage- bis wochenlang fest. Davon zeugen die schier endlosen Lkw-Reihen, die mit stoischer Ruhe am Straßenrand kampierenden Lastwagenfahrer, sowie die langen Warteschlangen geduldiger „Krausköpfe“ an den zahllosen Schaltern und Kontrollposten. Beitbridge ist der einzige direkte Grenzübergang von Südafrika nach Simbabwe und damit ein Nadelöhr. Die meisten Nahrungsmittel und Bedarfsgüter müssen nach Simbabwe importiert werden. Andererseits ist ein Drittel der Bevölkerung zur Arbeitsmigration nach Südafrika gezwungen, weil der Afrosozialismus von Mugabes ZANU-PF die einst blühende Exportwirtschaft Rhodesiens zugrunde gerichtet hat! - Zur Beruhigung für Auslandsjäger: Am Internationalen Flughafen Harare sind Grenzabfertigung und Jagdwaffeneinfuhr ganz problemlos; dort ist man auf devisenbringende Jäger eingestellt und behandelt die Gäste sehr zuvorkommend und zügig!

Nach der Grenzpassage ging es auf der gut ausgebauten Asphaltstraße zunächst ohne Anhalten weiter. In dieser dünn besiedelten Gegend hat es in letzter Zeit mehrere Raubüberfälle am Rande der Fernstraße gegeben. Erst am Bubi River, knapp 100 Kilometer hinter der Grenze, rasteten wir am berühmten „Lion & Elephant Motel“. Das ist ein lebendes Fossil aus dem alten Rhodesien, wo das inzwischen stark ergraute Inhaberehepaar mit britischer Gelassenheit und Humor auch in den schlimmsten Zeiten von Terror und Mangel immer eine sichere Unterkunft mit Verpflegung sowie Treibstoff für durchreisende Gäste organisiert hat.

Die weitere Fahrt quer durch Simbabwe, für die wir uns knapp zwei Wochen Zeit ließen, um die aktuelle Situation von Wild und Jagd auf dem weitgehend enteignetem Privatland zu erkunden, war hinsichtlich Sicherheit wenig spektakulär. Die Sicherheitslage im Land hat sich deutlich verbessert. Seit den Parlaments- und Präsidentschaftswahlen im Jahre 2008 ist in Simbabwe ein positiver Wandel bemerkbar. Trotz Wählereinschüchterungen und Stimmzettelfälschungen der herrschenden ZANU-PF, hatte die Oppositionspartei MDC die Mehrheit gewonnen. Nach Vermittlung des südafrikanischen Präsidenten Thabo Mbeki, hat der „Präsident auf Lebenszeit“ Dr. Robert G.

Mugabe seinen politischen Erzfeind, Morgan Tsvangirai, als Ministerpräsident akzeptiert. Es wurde eine Übergangsregierung gebildet.

Zwar sind die ominösen „Road Blocks“ und „Speed Traps“ noch häufig, aber das ist nun reguläre Polizei in Uniform, die sich den knappen Sold durch afrikanisch-kreative Straßenverkehrskontrollen aufbessert. Diese Beamten sind durchweg freundlich und die „Bußgelder“ verhandelbar, wenn man sich in aller Ruhe auf das afrikanische Zeitmaß einlässt, sich bei einer Runde gespendetem Bier unter dem Schattenbaum nach dem Wohl der Familie und der Anzahl der Kinder erkundigt, einen Schwatz über deutsche und afrikanische Fußballhelden hält und schließlich auf eine Quittung verzichtet. Reisen in Simbabwe ist wieder genauso sicher - oder unsicher - wie in Südafrika oder Namibia, wenn man nur den gesunden Menschenverstand walten lässt.

Das war mir allerdings schon vorher klar, andernfalls hätten Frau und Kind mich auf dieser Reise nicht begleiten dürfen. Mit Pangas und AK47 bewaffnete „Kriegsveteranen“ im Drogenrausch, oder verlotterte Soldaten mit G3 aus bundesdeutscher „Entwicklungshilfe“, die überall Straßensperren errichteten und Durchreisende mit vorgehaltenen Waffen um Geld, Wertgegenstände, Alkohol und Lebensmittel erleichterten, sind aus dem Straßenbild Simbawwes verschwunden.

Seit Anfang 2009 der extrem inflationäre Simbabwe-Dollar bis auf weiteres „eingefroren“ wurde und der der US-Dollar als Notwährung offiziell anerkannt worden ist, gibt es an den meisten Tankstellen wieder Treibstoffe, allerdings sollte man auf häufige Stromausfälle gefasst sein - dann laufen die Pumpen nicht. Wichtig ist es, die Treibstoffqualität zu prüfen, um keinen Motorschaden zu riskieren: Diesel aus der Benzin-Zapfsäule - und umgekehrt, das ist keine Seltenheit.

In den Geschäften und Supermärkten gibt es Lebensmittel und Güter des täglichen Grundbedarfs. Je nach Jahreszeit kann man am Straßenrand und auf den lokalen Märkten auch frisches Obst und Gemüse kaufen. Akzeptiert werden US-Dollar und SA-Rand, von größeren Geschäften auch Euro, allerdings zu schlechtem Kurs. Am besten sind US-Dollar in kleiner Stückelung, denn Wechselgeld gibt es nicht oder in unsäglichem Zustand mit hohem Seuchenrisiko; zudem sind die kleinen Dollarnoten zum unvermeidlichen „Schmieren“ nötig. Kreditkarten sind ziemlich nutzlos, denn sie werden nur von den größeren Hotels in Harare und Victoria Falls akzeptiert.

Die Situation auf den Farmen ist leider noch ziemlich prekär. Im ganzen Land gibt es nur noch ein paar hundert weiße Farmer, die von den Landbesetzern auf kleinen Teilen ihres ursprünglichen Besitzes geduldet werden, den sie gegen hohe Pachtzahlungen bewirtschaften dürfen. Sobald jemand unter diesen ungünstigen Umständen dennoch ein Auskommen erwirtschaftet, werden Neid und Gier der lokalen Parteikader und Militärkommandanten geweckt, und der Restbetrieb wird ebenfalls enteignet. Bei den höchsten Gerichten sind zahlreiche Verfahren gegen diese unschöne Praxis anhängig. Seit Mugabes ZANU-PF in der gegenwärtigen Übergangsregierung die Rückkehr zur Rechtsstaatlichkeit politisch zugestehen musste, wagen manche Richter es, Urteile zugunsten der früheren Landeigentümer zu fällen. Doch gegen die wirklichen Machthaber bei Militär, Polizei und Verwaltung sind sie praktisch kaum durchsetzbar.

Fast alle enteigneten Bauernhöfe und Wildfarmen, die wir auf unserer diesjährigen Reise durch Simbabwe gesehen haben, sind inzwischen in einem sehr traurigen Zustand von Verwahrlosung, Verfall und Verwilderung! Mehrmals waren wir wegen Einbruch der Dunkelheit gezwungen, auf einer Gästefarm oder in einer Lodge zu übernachten, die in den Händen neuer Besitzer waren. Stets herrschte dort eine gespannte, ungute Stimmung.

Durchreisende sind als Geldquelle willkommen. Doch es wird nur Bargeld akzeptiert, mit dem am selben Abend Alkohol und Drogen gekauft werden. Nachts ist die Belegschaft dann im Vollrausch, es wird lautstark gefeiert und schließlich bis aufs Messer gestritten. Als Gast ist man gut beraten, die Zimmertür von innen abzusperrern und die geladene Waffe griffbereit neben das Bett zu stellen!

Nicht selten ist das Personal der früheren Eigentümer noch im Gästebetrieb beschäftigt und bietet leidlichen Service. Vertraulich klagen diese „Schwarzen Peter“ über ihre neuen Herren und

wünschen sich die alten Zeiten zurück. Das ist für den zahlenden Gast aber kaum tröstlich, wenn morgens kein Frühstück serviert werden kann, weil das Management von den Einnahmen keine Lebensmittel sondern Rauschmittel gekauft hat.

Das einst blühende Salisbury ist ziemlich vergammelt und keinen längeren Aufenthalt mehr wert, seit es Harare heißt. Sogar die Jakarandabäume, welche das Bild der „Gartenstadt“ prägen, werden in manchen Bezirken als Feuerholz abgehackt. Gewisse Stadtteile sollte man ganz meiden und nach Einbruch der Dämmerung generell nicht zu Fuß laufen. Für nötige Transfers zum Internationalen Flughafen oder Geschäftstermine in der Hauptstadt gibt es aber durchaus noch Oasen, wo sich der Reisende so sicher und wohl fühlen darf wie in alten Zeiten: zum Beispiel das Bronte Hotel im Stadtzentrum, dessen „indigenes“ Stammpersonal seit Jahrzehnten konstant ist und die langjährigen Gäste persönlich kennt, sowie mehrere Pensionen und Gasthäuser am Stadtrand und an der Ausfallstraße zum Flughafen, die von europäischen Simbabwern geführt werden.

Wildhaltung, Jagd und „schwarze Genossen“

Jagdsystem

Das Recht zur Wildnutzung generell und zur Großwildjagd speziell ist in Simbabwe abhängig von den drei Hauptkategorien des Landeigentums: 1) Staatsland, 2) Kommunalland und 3) Privatland.

Grundsätzlich ist der Landeigentümer zugleich Inhaber des Jagdrechtes. Das Jagdausübungsrecht ist jedoch an Voraussetzungen geknüpft, die der Erhaltung des Wildes dienen. Sie werden von der parastaatlichen Behörde „Zimbabwe National Parks and Wildlife Management“ kontrolliert: Lage und Größe des Jagdreviers, Ausstattung mit Jagd- und Hegeeinrichtungen, Qualifikation der Jagdführer und Berufsjäger, Hegegemeinschafts- und Genossenschaftsverträge, Managementpläne, Wildzählungen, Abschussquoten, Jagd- und Schonzeiten. Die Jagd kann in Eigenregie ausgeübt oder verpachtet werden. Insofern gibt es Ähnlichkeiten mit dem deutschen Jagdrecht.

Jagen auf Staatsland

Das unbesiedelte Wildland in Simbabwe ist größtenteils Staatsland. Es ist aus dem „Crown Land“ der ehemaligen Kolonialmacht Britannien hervorgegangen. Kronland waren Ländereien, welche durch mehr oder weniger redliche Verträge des Minen-, Eisenbahn- und Kolonialpioniers Cecil Rhodes mit dem Ndebele-König Lobengula, sowie durch Vereinbarungen mit Häuptlingen der ebenfalls indigenen Shona, Chewa, Tonga, Tswana und Shangaan in die Verfügungsgewalt der British South Africa Company und sodann in den Besitz der englischen Krone gelangten. Hinzu kamen spätere Landerwerbungen durch die selbstverwalteten Kolonialbehörden der europäischen Siedler Rhodesiens, welche im heutigen Rückblick ebenfalls nicht unbedingt vorteilhaft für die indigenen Völker nördlich des Limpopoflusses waren.

Vor dem unschönen Hintergrund der gegenwärtigen „Indigenisierung“ von Farmland in Simbabwe, zu Ungunsten der „Weißen“, sei hier ein kleiner Zwischenabsatz erlaubt, der politisch zwar nicht opportun, aber anthropogeographisch korrekt ist: Etwa zeitgleich mit der Landung der ersten Europäer am Kap der Guten Hoffnung, also vor rund fünfhundert Jahren, waren jene negroiden Bantuvölker ihrerseits aus dem östlichen und zentralen Afrika auf den südafrikanischen Subkontinent vorgedrungen und hatten die wirklichen „Erstgeborenen“, nämlich die koisaniden Buschleute, KhoiKhoi und Nama, aus deren angestammten Siedlungsräumen vertrieben ...

Die klimatisch begünstigten und fruchtbaren Gebiete im zentralen Hochland (Midlands), welche für eine rationelle und marktorientierte Landwirtschaft geeignet schienen, wurden als „Commercial Farmland“ an europäer, meist britische Siedler verkauft. Die traditionellen Kernsiedlungsgebiete der indigenen Afrikaner wurden als „Tribal Land“ ausgewiesen, wo meist Subsistenzlandbau stattfindet. Landwirtschaftlich marginale Gebiete in der Peripherie der europäischen Siedlungskolonie

schließlich, wurden der Erhaltung des Großwildes gewidmet und als Wildreservate, Safarigebiete und Nationalparke klassifiziert. Die wenigen Eingeborenen, die dort lebten, wurden umgesiedelt.

Diese großflächigen Wildreservate auf Staatsland befinden sich hauptsächlich im tropisch-heißen, mit Malaria und TseTse-Fliegen verseuchten Tiefland des Nordens (Zambezi Valley, Lake Kariba) sowie in den südlich daran angrenzenden Gebirgen des Zambezi-Escarpent. Bei Auslandsjägern bekannt sind vor allem Chete, Matusadona, Charara, Hurungwe, Mana Pools, Sapi, Chewore, Doma. Außerdem gibt es große Wildreservate im tropisch-heißen Lowveld des Südostens (Gonarezhou, Malapati), sowie am dürregefährdeten Kalaharirand im Westen (Matetsi, Hwange, Tuli) und in den Bergen der Eastern Highlands (Inyanga, Chimanimani, Chipinga). Nicht zuletzt liegen Wildreservate in besonders unwegsamen und abseits gelegenen Gebieten des Landesinneren (Chizarira, Chirisa, Umfurudzi, Hartley, Matopos).

Eigentümer des Wildes in diesen Reservaten ist der Staat (früher: „Royal Game“). Somit liegt auch das Jagdrecht beim Staat bzw. bei der parastaatlichen Behörde „Zimbabwe National Parks and Wildlife Management“.

Nationalparke

In den Nationalparks ruht das Jagdausübungsrecht; als pekuniär einträgliche Landnutzungsform hat hier der Foto-Tourismus Priorität. Nur wenn Wildbestände nach ökologischer Expertise als überhöht erscheinen, werden Reduktionsabschüsse („Culling“) durchgeführt. Dies geschieht durch qualifizierte Ranger der Wildschutzbehörde oder durch private Subunternehmer, in den ziemlich chaotischen Jahren der vergangenen Dekade aber leider oft auch willkürlich durch die sogenannten Sicherheitskräfte des Staates, nämlich Militär, Polizei und Milizen. Diese verwenden nur einen Teil des Wildbrets wie vorgesehen, nämlich für den Eigenbedarf; ein Großteil des Fleisches wird illegal in den Städten verkauft, der Gewinn fließt in die Taschen der Kommandeure und Pateifunktionäre.

Safarigebiete

In den Safarigebieten auf Staatsland hat die legale jagdliche Nutzung des Großwildes Vorrang. Die Wildschutzbehörde erstellt Abschusspläne für die jagdbaren Großwildarten in den verschiedenen „Safari Areas“ und verkauft Jagdlizenzen an Safariunternehmen und Privatpersonen. Früher wurden regelmäßig Wildzählungen durchgeführt; heute fehlen hierzu die Finanzmittel und qualifiziertes Personal. So dienen Erfahrungswerte als Basis für die Abschusspläne.

Die Gesamtzahl der Lizenzen wird nach unserer Auffassung eher niedrig als zu hoch angesetzt. Allerdings fehlt bislang ein Regulativ, das die zu frühe Entnahme der männlichen Trophäenträger in der mittleren Altersklasse verhindert. Würden die „Zukunftsbulen“ bis zu einem höheren Erntealter geschont, wäre dies positiv für die Sozialstrukturen der Wildpopulationen, für die durchschnittliche Trophäenstärke und letztendlich für die Staatskasse.

Für besonders attraktive Jagdreviere werden Abschusslizenzen alljährlich meistbietend versteigert. Neuerdings werden aber auch wieder Jagdgebiete für eine ganze Saison verpachtet.

Offene Auktionen

Seit Jahrzehnten berühmt ist die „Zambezi Valley Hunt Auction“, die meist im März stattfindet, also vor der Hauptjagdsaison in der Trockenzeit. Im Sambesital sind die Jagdchancen auf kapitale Kaffernbüffel und Elefanten, Mähnenlöwen und Leoparden, Krokodile und Flusspferde besonders gut. Zudem ist herrliche Wildlandschaft zwischen der Randstufe des Hochlandes („Escarpment“) und dem Sambesistrom sehr attraktiv: Dies ist eine der größten Wildnisse auf dem Subkontinent; es gibt fast keine Ansiedlungen und überhaupt keine Viehzäune. Hier leben TseTse-Fliegen und eine der letzten vitalen Populationen des Afrikanischen Wildhundes. - Das sind Indikatoren für wirkliche

Wildnis! - Als Abwechslung zur Großwildjagd und für nicht jagende Begleiter sind Bootsfahrten auf dem Sambesi, Sportangeln auf den „Tigerfish“ und den „Vundu“, Wildbeobachtungen im Mana Pools Nationalpark sowie Besichtigungen von Krokodilfarmen und der Kariba-Staumauer üblich.

Die Nachfrage nach Jagdlizenzen für das Sambesital ist riesig; nicht nur aus Amerika und Europa, sondern auch aus dem benachbarten Südafrika. Die Einnahmen für die Wildschutzbehörde sind beachtlich. So stand das Großwild im Sambesital auch in den nur scheinbar chaotischen Zeiten der Farmenteignungen und Wildmeucheleyen stets unter dem besonderen Schutz des Dr. Mugabe und seiner Generäle, denn diese schwarze Genossen profitieren unmittelbar oder über Mittelsmänner von den Jagdeinnahmen in den Safarikonzessionen. Mehrere Generäle und hohe Politiker sind selbst Jäger und beanspruchen ausgedehnte Areale als exklusive Jagdreviere. Im Vergleich zu den vielerorts dezimierten Wildbeständen auf „Commercial Farmland“ haben die Großwildpopulationen am Sambesi bislang jedenfalls kaum gelitten.

Im Rahmen der offenen Auktion werden sogenannte „Hunting Packages“ oder „Hunting Camps“ versteigert. Diese bestehen aus einem zehn- bis vierzehntägigen, exklusiven Jagdausübungsrecht in einem genau festgelegten Jagdblock innerhalb einer der großen Safari Areas. Das Basispaket enthält meist den Abschuss eines Trophäen-Büffels und einer Büffelkuh sowie mehrere Impala-Antilopen und Warzenschweine (als Luder für Großkatzen!), manchmal auch einen Großen Kudu, einen stoßzahnlosen Elefantenbullen oder ein Hippo. Zu diesem Basispaket können Abschüsse weiterer Trophäen-Büffel und anderer Wildarten ersteigert werden: Eland, Rappenantilope, Mähnenlöwe, Leopard, Elefant, Krokodil, Flußpferd usw. Diese zusätzlichen „Trophy-Animals“ müssen jedoch im gleichen Zeitraum und im selben Jagdblock erlegt werden, in dem die Basis-Jagd stattfindet.

Abschussgebühren im Voraus

Deutsche Auslandsjäger haben meist schon in anderen afrikanischen Ländern gejagt, bevor sie nach Simbabwe kommen. In Namibia oder Südafrika, aber auch in Tansania und anderen populären Jagdreiseländern wird die Abschussgebühr („trophy fee“) erst nach dem Erlegen des Wildes fällig. Daher erscheint das System in Simbabwe sonderbar und ziemlich riskant: die Abschussgebühren müssen schon bei der Jagdauktion, also lange im Voraus bezahlt werden. Ist die Jagd dann aber nicht erfolgreich, fällt die Lizenz ersatzlos zurück an den Staat - und das liebe Geld ist weg. Die Wildschutzbehörde wiederum kann, im Rahmen des Abschussplanes, dieselbe Lizenz in derselben Jagdsaison ein zweites Mal verkaufen: entsprechend der Nachfrage zum gleichen Preis oder sogar teurer als bei der offenen Auktion, gegen Ende der Saison aber auch deutlich billiger („Last Minute Hunt“). - Und genau hier liegt die Bedeutung des lokalen Berufsjägers oder Safariunternehmers!

Bedeutung des Jagdveranstalters

Grundsätzlich kann jeder bei der offenen Jagdauktion mitsteigern, selbst Ausländer ohne Wohnsitz in Simbabwe. Allerdings darf die Jagd auf wehrhaftes Großwild formell dann nur unter Führung eines behördlich registrierten Berufsjägers durchgeführt werden; ein Wildschutzbeamter muss zur Beaufsichtigung der Jagd ohnehin immer dabei sein. Für nicht Ortsansässige ist es jedoch wenig ratsam, eine Großwildjagdsafari ganz auf eigene Faust zu organisieren, und zwar nicht nur deshalb, weil Ausländer - abgesehen von Südafrikanern - in der Regel nicht über die nötigen Ortskenntnisse, Jagdhelfer, Geländefahrzeuge, Camp- und Safariausrüstung verfügen.

Fast unverzichtbar für Jäger aus dem Ausland ist ein in Simbabwe ansässiger Berufsjäger bzw. Safariunternehmer: als zuverlässiger Mittelsmann bei der Auktion und als Organisator der Jagd. Nur der lokal vernetzte Fachmann kennt die Jagdreviere und Wildbestände sowie die Akteure im Safaribusiness gut genug, um für seine ausländischen Klienten bei der staatlichen Auktion das beste Verhältnis zwischen dem gebotenen Preis und den Chancen für einen Jagderfolg auf kapitale Trophäenträger herauszuholen. Heute geht das ja sogar mittels ständigen Handykontaktes zu dem

ausländischen Bieter. Außerdem kümmert sich dieser einheimische Jagdveranstalter um die Flughafentransfers und Unterkünfte, Jagdcamps und Verpflegung, Jagdführung und Jagdhelfer, Behördengänge und Dokumente, sowie Trophäenbehandlung und Versand der Erinnerungsstücke.

Preisgünstige Chancen

Berufsjäger und Safariveranstalter in Simbabwe haben sehr stürmische Zeiten hinter sich. Sie helfen sich gegenseitig, wo immer es geht. Zum Beispiel mit zusätzlich ersteigerten oder übriggebliebenen Abschusslizenzen, die nach vorzeitiger Abreise eines erfolgreichen Klienten noch verfügbar sind. Solange das ersteigerte Zeitfenster für eine Jagdsafari noch offen ist, dürfen die nicht getätigten Abschüsse in diesem Revier, durch eine schriftliche Erklärung des Lizenzinhabers gegenüber der Wildschutzbehörde, an einen anderen Jäger übertragen werden. Dann genügt ein Wechsel in ein anderes Camp, und der Jagdgast hat für relativ wenig Geld neue Jagdchancen.

In diesem Zusammenhang ist es bemerkenswert, wie viele pekuniär potente Trophäensammler aus dem Land der unbeschränkten Maßbänder für sich und ihren Tross rein vorsorglich das „volle Programm“ mit allen jagdbaren Wildarten ersteigern, dann aber nach Erbeutung einer einzigen Rekordtrophäe „for the book“ mehr oder weniger befriedigt und vorzeitig abreisen, um den Rest ihrer Lizenzen „for a song“ einem Pfennigfuchser aus Südafrika oder „Old Europe“ zu überlassen.

Wer kurzfristig einfliegt oder genug Wartezeit im Jagdgebiet einkalkuliert, kann mit Hilfe eines lokal vernetzten Berufsjägers eine solche Gelegenheit nutzen und zum Billigtarif in einem der weltbesten Safarigeiete jagen. Ähnlich preisgünstig ist eine „Last Minute Hunt“: Kurz vor Ende der Jagdsaison ist die an Geldmitteln für Lohnzahlungen stets klamme Wildschutzbehörde nicht selten gezwungen, die nicht getätigten Abschüsse aus den fetten „Hunting Packages“ der Bankenchefs, Industriekapitäne, Konzernlenker, Staatsführer und Mafiabosse aus aller Welt weit unter dem ursprünglichen Auktionspreis abzugeben - bevor sie schließlich ganz verfallen.

Ortskundige Safariveranstalter wissen ziemlich genau, in welchem Jagdblock und zu welchem Zeitpunkt im Jahr noch gute Chancen bestehen, kurz vor Beginn der Regenzeit im November noch Beute zu machen. Entsprechend gut ist dann das Verhältnis zwischen dem günstigen Preis für die Lizenz und der etwas geringeren Chance, knapp vor dem Schluss der Jagdsaison noch einen prächtigen Trophäenbullen zu strecken.

Jagdpachtverträge

Als Ergänzung zu der soeben skizzierten, offenen Versteigerung von Jagdlizenzen, gibt es erst seit wenigen Jahren wieder exklusive Jagdpachtverträge zwischen der staatlichen Wildschutzbehörde und privaten Safariunternehmen. Eine derartige „Hunting Lease“ gilt für ein bestimmtes Revier in einer Safari Area, für eine ganze Jagdsaison. Der Berufsjäger bzw. Privatunternehmer unterbreitet ein Gebot für die Jagdpacht. Nach Zuschlag wird diese sofort im Voraus fällig. Zudem muss er die gesamte genehmigte Abschussquote für diesen Jagdblock zum offiziellen Listenpreis der Behörde kaufen. Er tritt also in Vorlage für seine Klienten, die er selbst werben muss. Zu den genannten Kosten für Pacht und Abschussgebühren kommen dann am Ende der Jagdsaison - noch vor der Einkommenssteuer - Steuern auf die Gesamteinnahmen aus Jagdbetrieb von rund 50%! Zudem ist der Privatunternehmer verantwortlich für die jagdliche Erschließung des Reviers, Hege und Wildschutz, einschließlich Bekämpfung der Wilderei, sowie Problemwildkontrolle in den Stammesgebieten an der Peripherie seines Jagdblocks. - Neben der generell teuren Logistik für Safaris in der entlegenen Wildnis, erklären diese Kosten die scheinbar hohen „daily rates“ der Jagdveranstalter: gegenwärtig zwischen 700 und 1.500 US\$ pro Jäger und Jagdtag.

Für den Staat hat sich dieses Modell als besonders lukrativ erwiesen, denn er kassiert fast ohne Kostenaufwand für Wildschutz und Wildmanagement. Zudem scheint der Wildschutz in Privatregie der Berufsjäger wirksamer zu sein als die wenig effiziente Wildereikontrolle durch die schlecht

bezahlten Ranger der Staatsbehörde. Für den ausländischen Jagdgast ergibt sich der Vorteil, dass der lokale Safariunternehmer für seine Trophäengebühren in Vorlage tritt; im Gegensatz zu der offenen Auktion zahlt der Gast die Abschussgebühren hier also erst nach erfolgreicher Jagd. Der Berufsjäger muss zwar in Vorlage treten, dadurch fällt es ihm aber viel leichter, neue Klienten zu werben. Zur Begrenzung seines Risikos, bei Misserfolg eines Jagdgastes, hat er immer noch die Möglichkeit, die Abschüsse auf einen anderen Jäger zu übertragen, und zwar ohne Zeitdruck und Verhandlungen mit der Behörde über angemessene Last-Minute-Preise.

Der gravierende Nachteil dieses scheinbaren Win-Win-Systems ist bislang aber ganz offensichtlich die kurzfristige Laufzeit der „Hunting Lease“, welche dem Pächter kaum Anreize gibt, in Wildhege, Erschließung und Jagdeinrichtung eines Reviers längerfristig zu investieren. Vitalis Chadenga, den ich vor über 20 Jahren als jungen Wildbiologen kennen und schätzen gelernt habe, und zwar an der Feldstation Marongora am Zambezi-Escarpment, ist heute Generaldirektor der parastaatlichen Wildschutzbehörde „Zimbabwe National Parks and Wildlife Management“. Im Gespräch bezüglich der zu kurzen Pachtzeiten, das wir Mitte 2010 geführt haben, war ihm die Problematik aus seiner fachlichen Sicht eines ökologisch nachhaltigen Wildmanagements sofort klar. Die Perspektive eines Privatunternehmers einzunehmen, dessen Entscheidungen über Investitionen in ein Safarigebiet zwangsläufig von den Rendite- und Gewinnaussichten abhängen, fiel dem schwarzen Kameralisten schwerer, wurde jedoch als einleuchtend akzeptiert. Vorbehaltlich der Genehmigung durch Minister und Kabinett, wurde schließlich in Aussicht gestellt, für nachweislich erfahrene und kompetente Safariunternehmer die Pachtlaufzeit auf 15 Jahre zu verlängern.

Das wäre ein Quantensprung für nachhaltige Wildhaltung auf Staatsland in Simbabwe. Ein solches Zeitfenster ist nämlich nicht nur Anreiz zur Schonung und Hege mittelalter Büffel und Antilopen mit gutem Zukunfts- und Vererbungspotential, bis zum artgemäßen Erntealter, sondern auch der nötige Zeitraum zwischen Aufbau und Markteinführung einer neuen Safaridestination mit Up-Market-Lodge, bis zum Durchbruch in die Gewinnzone mit Rendite auf die Gründungskosten. Zum Erreichen ökologischer Nachhaltigkeit bezüglich langlebiger Wildarten wie Elefanten, sowie zur Förderung von Safariunternehmen mit generationenübergreifenden Wirtschaftsperspektiven, wären allerdings Pachtlaufzeiten von 99 Jahren wünschenswert, ähnlich wie es in Sambia und Mosambik in Einzelfällen schon praktiziert wird.

Jagd auf privatem Farmland

In Südafrika und Namibia sowie auf den relativ wenigen Privatfarmen in Botsuana und Sambia gilt bezüglich Wildnutzung und Jagd grundsätzlich das Gesetz: der Landeigentümer ist Eigentümer des jagdbaren Wildes und damit Jagdrechtsinhaber. In Simbabwe ist die Rechtslage ebenso, trotz der ziemlich chaotischen Zustände seit dem Jahre 2003, als die „Kriegsveteranen“ des Dr. Mugabe die europäischen Farmer im Lande gewaltsam enteigneten und die Wildbestände der Jagdfarmer in die afro-kommunistischen Kochtöpfe gesteckt haben.

Als in den 1960er und 1970er Jahren das Eigentum am Großwild auf Farmland von der Krone (Staat) an die privaten Landeigentümer übergang, war das ein Quantensprung für den Wildschutz, denn plötzlich war das Großwild nicht mehr nur lästige Weidekonkurrenz für das Vieh, gefährlicher Krankheitsüberträger und kostspieliger Zaunzerstörer, das mit allen Mitteln reduziert und möglichst eliminiert wurde, sondern eine lukrative Einnahmequelle für die Farmer, nämlich durch die nun legale Vermarktung von Wildbret, Trophäenjagd und Tourismus.

Gegenwärtig ist die Situation auf den Farmen in Simbabwe leider noch ziemlich prekär. Im ganzen Land gibt es nur noch ein paar hundert weiße Farmer, die von den Landbesetzern auf kleinen Teilen ihres ursprünglichen Besitzes geduldet werden. Diesen Bruchteil dürfen sie gegen Pachtzahlungen bewirtschaften. Sobald jemand unter diesen ungünstigen Umständen dennoch ein Auskommen erwirtschaftet, werden Neid und Gier der lokalen Parteikader und Militärkommandanten geweckt,

und der Restbetrieb wird ebenfalls enteignet. Bei den höchsten Gerichten sind zahlreiche Verfahren gegen diese unschöne Praxis anhängig. Seit Mugabes ZANU-PF in der Übergangsregierung die Rückkehr zur Rechtsstaatlichkeit politisch zugestehen musste, wagen manche Richter es, Urteile zugunsten der früheren Landeigentümer zu fällen. Doch gegen die wirklichen Machthaber bei Militär, Polizei und Verwaltung sind sie praktisch kaum durchsetzbar.

Entsprechend undurchsichtig und chaotisch ist die Situation von Wild und Jagd auf den wenigen verbliebenen Wild- und Jagdfarmen bzw. Conservancies (Hegegemeinschaften) auf Privatland. Wo es überhaupt noch Großwild gibt, da hat der Wildereidruck in jüngster Zeit eher noch zugenommen, wodurch nicht nur die Populationsdichten geringer geworden sind, sondern auch die Chancen, überhaupt zu Schuss zu kommen, weil das Wild sehr scheu ist. Besonders kritisch ist die Situation der Nashörner. Weit über 200 Stück sind allein in den letzten beiden Jahren gewildert worden; nur etwa 700 gibt es insgesamt noch in Simbabwe, davon rund 400 Schwarze Nashörner. Diese überleben überwiegend in den privaten Wildreservaten, wo die meist hellhäutigen Wildhüter einen verzweiferten Abwehrkampf gegen die bestens organisierten und ausgerüsteten Wilddiebe führen.

Bezüglich Buchung einer Jagd auf den noch existierenden privaten Wildfarmen in Simbabwe ist also Obacht geboten. Zwar haben manche der neuen Landbesitzer diese Einkommensquelle erkannt und nach einer tiefschwarzen Zwischenphase wieder europide Outfitter und Berufsjäger mit Vermarktung, Organisation und Durchführung der Jagd betraut. Geworben wird auch mit sehr günstigen Preisen. Die Nachhaltigkeit der Wildbewirtschaftung ist jedoch zweifelhaft, denn es wird kaum in Hege investiert, weil die vertriebenen Farmer in banger Hoffnung auf eine rechtsstaatliche Zukunft ihre Landbesitzbriefe mitgenommen haben. Mancherorts hat die Trophäenqualität unter dem wahllosen Abschuss gelitten. Schließlich gibt es Klagen über verschwundene Trophäen.

Fast alle enteigneten Bauernhöfe und Wildfarmen, die wir auf unserer diesjährigen Reise durch Simbabwe gesehen haben, sind inzwischen in einem sehr traurigen Zustand von Verwahrlosung, Verfall und Verwilderung! Mehrmals waren wir bei Einbruch der Dunkelheit gezwungen, auf einer Gästefarm oder in einer Lodge zu übernachten, die in den Händen neuer Besitzer waren. Stets herrschte dort eine gespannte, ungute Stimmung.

Durchreisende sind als Geldquelle willkommen. Doch es wird nur Bargeld akzeptiert, mit dem am selben Abend Alkohol und Drogen gekauft werden. Nachts ist die Belegschaft im Vollrausch, es wird lautstark gefeiert und schließlich bis aufs Messer gestritten. Als Gast ist man gut beraten, die Zimmertür abzusperrern und die geladene Waffe griffbereit neben das Bett zu stellen!

Nicht selten ist das Personal der früheren Eigentümer noch in Gästebetrieb beschäftigt und bietet leidlichen Service. Vertraulich klagen diese „Schwarzen Peter“ über ihre neuen Herren und wünschen sich die alten Zeiten zurück. Das ist für den zahlenden Gast aber kaum tröstlich, wenn morgens kein Frühstück serviert werden kann, weil das Management von den Einnahmen keine Lebensmittel sondern Rauschmittel gekauft hat.

Trotzdem will ich nicht pauschal davon abraten, eine Jagd auf Privatland zu buchen, denn es gibt positive Ausnahmen, die Unterstützung verdienen, und zwar nicht nur hellhäutige Simbabwe. Die Erhaltung des Wildes, insbesondere auf privatem Farmland, wo Fototourismus wenig einbringt, steht und fällt mit der jagdlichen Nutzung. Fragen sollte man aber nach aktuellen Referenzen über das Revier und den Wildbestand sowie über den Berufsjäger und Veranstalter.

Wildnutzung auf Stammes- und Kommunalland

Die europide Administration im früheren Rhodesien beschränkte den Siedlungsraum der negroiden Völker auf sogenannte „Tribal Areas“ (Stammesgebiete). Seit der Souveränität Simbawes werden diese Gebiete als „Communal Areas“ bezeichnet. Weil es kein Privatland gibt, existiert hier auch kein privates Jagdrecht. Vor der Ankunft der Europäer galt das Wild entweder als herrenlos und durfte von jedermann gejagt werden, oder der König und seine Häuptlinge beanspruchten die

Wildnutzung - analog dem Jagdregal in der europäischen Feudalzeit. In manchen Stammesgebieten Rhodesiens behielten die traditionellen Stammesführer dieses Privileg bis in die 1970er Jahre. Unter der britischen und rhodesischen Administration wurde das Großwild in den Tribal Lands zum Staatseigentum („Royal Game“). Jagdlizenzen wurden zwar erteilt, genau wie auf unbesiedeltem Staatsland, jedoch nur für Weiße. Die schwarzen Bauern in den Stammesgebieten, die an Großwildreservate mit hohen Wildbeständen angrenzen, mussten enorme Wildschäden erdulden, hatten jedoch kein Recht, das Wild zu nutzen.

Wilderei und CAMPFIRE

So wurde gewildert, und zwar nicht aus Profitgier, sondern zur Verteidigung der Dörfer, Felder und Viehherden vor Schadwild sowie zur Versorgung mit „Bush Meat“. Den Wildschutzbehörden fiel die Bekämpfung dieser Art von Wilderei schwer, denn solche Wildddiebe gelten den armen Bauern als brave Helden und werden von der lokalen Bevölkerung gedeckt. Auch hier gibt es Analogien zu dem klassischen Kampf zwischen den Wildhütern des Adels und den wildstehlenden Dörflern in der europäischen Feudalzeit.

Schon in den frühen 1970er Jahren, also noch unter der weißen Administration Rhodesiens, gab es daher Versuche und Pilotprojekte, die lokale Bevölkerung in den Stammesgebieten in die legale jagdliche Nutzung des Wildes aktiv zu involvieren. Es sollte ein Bewusstsein für den Wert des Großwildes geschaffen und der grassierenden Wilderei der soziale Nährboden entzogen werden. Nach der Souveränität Simbabwes mündeten diese Projekte in das CAMPFIRE (Communal Areas Management Programme for Indigenous Resources), das in den 1980er Jahren berühmt wurde.

Das Grundkonzept von CAMPFIRE ist der Aufbau von lokalen Genossenschaften für Wildhege und Wildnutzung, ähnlich einer deutschen Jagd- oder Fischereigenossenschaft. Die Verantwortung für die Wildbewirtschaftung und der Großteil der Einkünfte aus Jagd und Tourismus werden von den höheren Verwaltungsebenen der staatlichen Wildschutzbehörde allmählich an diese örtlichen Genossenschaften übertragen. Das Jagdrecht geht vom Staat an die Genossenschaft über. Allerdings werden die Wildbewirtschaftungspläne erst nach fachlicher Prüfung von der Behörde für „National Parks and Wildlife Management“ genehmigt, gegebenenfalls angepasst.

Im freien Ermessen der Genossenschaft liegt es, das Jagdausübungsrecht sowie die Nutzung weiterer Wildressourcen selbst wahrzunehmen, oder aber zu verpachten. Zwar gibt es Kommunen mit eigenen Unterkünften und Führern für Jäger und Touristen. Doch wegen der großen kulturellen Distanz zu den Märkten und Klienten in Europa und Amerika, ist das Angebot hinsichtlich Unterkunft, Verpflegung, Jagdethik und Effizienz der Veranstaltung meist nicht nachfragegerecht. Daher mangelt es an geldbringenden Kunden aus dem Ausland. Bauernschlau und daher die Regel ist die Verpachtung oder Vergabe von Lizenzen an weiße Berufsjäger und Safariunternehmer. Aufgrund ihrer sozialen und ökonomischer Vernetzung sowie kulturellen Herkunft haben europide Afrikaner viel besseren Zugang zu den Reiseveranstaltern im Ausland - und Verständnis für die speziellen Erwartungen und kulturellen Eigenheiten der Klienten.

Durch dieses System wird das Wild vom Schädling zur gewinnbringenden Ressource. Die Wilderei geht zurück; die lokale Bevölkerung wird in Wildschutz und vernünftige Wildbewirtschaftung eingebunden. Von vielen Idealisten wurde CAMPFIRE als Modell für eine nachhaltige Wildhaltung in ganz Afrika hoch gepriesen. Und tatsächlich stand dieses Konzept Pate für ähnliche Programme in anderen afrikanischen Ländern, so zum Beispiel für die Conservancies (Hegegemeinschaften), die in den 1990er Jahren in Namibia und Südafrika aufgebaut wurden. Allerdings hat das genossenschaftliche Wildhaltungskonzept für Kommunalland in Afrika inhärente Schwachstellen, vor denen wir schon gewarnt haben, bevor sie sich dann tatsächlich als virulent und vielerorts letal für CAMPFIRE erwiesen haben.

Jagd auf Kommunalland

Bezüglich Buchung einer Jagd auf Communal Land in Simbabwe ist Vorsicht geboten. Zwar haben manche Genossenschaften in Einsicht der eigenen Unfähigkeit wieder europide Outfitter und Berufsjäger mit Vermarktung, Organisation und Durchführung der Jagd betraut. Geworben wird auch mit sehr günstigen Preisen. Die Nachhaltigkeit der Wildbewirtschaftung ist jedoch zweifelhaft, denn wo die Zukunft generell so unsicher ist wie in Simbabwe, da wird kaum in Hege investiert. Zudem hat die Trophäenqualität unter dem wahllosen Abschuss der letzten Jahre mancherorts stark gelitten. Selbst wenn die Jagd erfolgreich und zur Zufriedenheit des ausländischen Jagdgastes verläuft, sind Präparation und Versand der Beute noch nicht gesichert. Verschwundene Trophäen verderben die Erinnerung an eine schöne Jagd.

Trotzdem soll nicht generell davon abgeraten werden, eine Jagd auf Kommunalland zu buchen. Es gibt nicht nur schöne Symbiosen lokaler Genossenschaften mit Safariunternehmen renommierter „White Hunter“, sondern inzwischen auch eine junge Generation sehr fähiger „Black Hunter“. Wen ursprüngliche Jagd mit Kontakt zur traditionellen Lebensweise der schwarzen Landbevölkerung interessiert, wer die freundliche Herzlichkeit und Gastfreundschaft der indigenen Afrikaner zu schätzen weiß, die in der Peripherie Simbawwes noch stets in einem kulturellen Paralleluniversum zur globalisierten Welt leben, und wer dabei nicht penibel auf „europäische Standards“ bezüglich Pünktlichkeit, Effizienz, Hygiene und Bequemlichkeit achtet, der ist hier bestens aufgehoben.

Die Erhaltung des Wildes auf Kommunalland ist abhängig von der vernünftigen Nutzung in Form von Jagdbetrieb. Nur wenn die Vorteile aus nachhaltiger Wildbewirtschaftung die Wildschäden mehr als aufwiegen, wird Großwild auf besiedeltem Farmland überhaupt geduldet. Wichtig für den Auslandsjäger sind aber aktuelle Referenzen!

„Afrikanischer Traumtanz“: Genossenschaftliche Wildhaltung

Die Landwirtschaft in den Kommunalgebieten („Communal Areas“) ist durch fehlende technische Hilfsmittel, geringe Marktorientierung und niedrige Produktivität gekennzeichnet. Die Leute leben unter Armutbedingungen. Entgegen einer politisch korrekten Meinung, kann das zähe Verharren der „indigenen Afrikaner“ in archaischer Subsistenzwirtschaft nicht durch „Handelsbarrieren“, „koloniales Erbe“, „frühere politische Diskriminierung“ oder „Verdrängung in marginale Zonen für Landwirtschaft“ erklärt werden.

Realität ist: zahllose Farmen in Simbabwe, die bis vor kurzem noch hochtechnisiert, produktiv, weltmarktorientiert und profitabel waren, sind nach der Vertreibung der europiden Bauern schnell abgewirtschaftet worden. Heute gibt es auf denselben fruchtbaren Böden mit besten Infrastrukturen und verfügbarer Technik, trotz Hungersnot in Simbabwe und garantierter Abnahme der Produkte zu guten Preisen, fast nur noch Subsistenzwirtschaft der früheren Farmangestellten. An manchen Standorten in Angola, Sambia und Mosambik hingegen, wo sich in den letzten fünfzehn Jahren europide Afrikaner, meist Buren, angesiedelt haben, die vor der Kriminalität und der unseligen politischen Entwicklung in Südafrika geflohen sind, wurden - inmitten armseliger Stammesgebiete - hochproduktive und marktorientierte Bauernhöfe aufgebaut.

Es sind tiefverwurzelte Kulturtraditionen der negroiden Völker, die es dem einzelnen Bauern oder Viehhalter kaum ermöglichen, einen modernen Landwirtschaftsbetrieb aufzubauen. Die diffusen Landnutzungsstrukturen sind ein Kardinalproblem. Traditionell gibt keinen privaten Grundbesitz, das Land ist Allmende, der Häuptling bestimmt über die Weide- und Landnutzungsrechte. Dadurch fehlt nicht nur die nötige Landfläche für Technisierung, sondern auch Kapital für Investitionen in Saatgut, Dünger, Pflanzenschutzmittel und Maschinen, denn ohne verbrieft Landtitel können keine Hypotheken auf Landeigentum aufgenommen werden. Und wenn ein Bauer dennoch über den Eigenbedarf hinaus produziert, muss dieser Überschuss sogleich an den Chef des Dorfes abgeliefert werden, der nach schwarzafrikanischer Sitte gerecht verteilt: der Löwenanteil für den Häuptling, die

Dorfältesten, den Zauberdoktor und die Ahnen, ein Großteil für den Bonzen der Regierungspartei und die Polizei, der klägliche Rest für die armen Witwen und Waisen.

Es gibt noch ein paar Gebiete auf Kommunalland mit glimmendem CAMPFIRE, wo man mit Hilfe eines zuverlässigen und ortskundigen Berufsjägers erfolgreich waidwerken kann. Die Mehrzahl der CAMPFIRE ist seit dem erzwungenen Rückzug der Weißen jedoch so ziemlich erloschen. Das genossenschaftliche Wildhaltungskonzept hat seinen glühenden Charme als „Modell für Afrika“ ebenso verloren wie das einst politisch korrekt aufpolierte „afrikanische Modell Simbabwe“.

Das war schon in den 1980er Jahren absehbar, also bevor der „Befreiungsheld und charismatische Staatspräsident Dr. Mugabe“ sein Coming Out als typisch schwarzafrikanischer Despot zelebrierte. In jener „Afrikanischen Traumzeit“, als in Simbabwe noch nicht die pragmatischen Chinesen Rohstoffe rafften, sondern idealistische „Dream Teams“ westlicher Hilfsorganisationen mit glänzend ausgestatteten Geländewagen zu ihren Meetings am kühlen Büffet in der asphaltierten Hauptstadt Harare fuhren, um den damals noch nicht so kritischen Entwicklungsgeldgebern und freieren Journalisten die Errungenschaften des „afrikanischen Sozialismus“ an funktionierenden Beispielen zu erläuterten - unter anderem anhand von Potemkinschen CAMPFIRE-Dörfern.

Die Gründe für den Niedergang von CAMPFIRE, wie auch für die eher trüben Zukunftsaussichten für Conservancies auf Kommunalland in Namibia und Südafrika, sind nämlich systeminhärent; die Schuld liegt primär nicht bei den üblichen Verdächtigen, nämlich Dr. „Mad Bob“ Mugabe, Dr. „Bad Uncle Sam“ Nujoma, Dr. „Machine Gun“ Zuma und ihren afro-sozialistischen Konsorten.

Das erste Kardinalproblem ist das eigenartige Verständnis der Afrikaner für „Soziale Gerechtigkeit“ bei der Verteilung von genossenschaftlichem Einkommen. Stets ist der Häuptling in Personalunion auch Vorsitzender der Hege-Genossenschaft (Conservancy). Seine traditionellen Berater, also die Ältesten, der Mediziner und die Ahnen, sitzen als „demokratisch“ gewählter Vorstand mit am Genossenschaftstisch unter dem schattigen Ahnenbaum - wobei die Ahnen über den Zauberdoktor als Proxy vertreten sind. Folglich werden die Naturalien, in Form von Njama (Fleisch), Häuten und Elfenbein, sowie die pekuniären Einnahmen aus Lizenzen für Jagd, Lodge, Safaris etc. nach schwarzafrikanischer Sitte geteilt:

Den Löwenanteil der grünen Scheinchen und einen nagelneuen Geländewagen aus Germany für den Chef, persönliche Kreditkarten zulasten des nun schon klammen Genossenschaftskontos für die Dorfältesten, den Zauberdoktor und die Ahnen - wobei letztere verantwortlich sind, wenn gewisse Unregelmäßigkeiten auffliegen oder der Verein bankrott ist. Für den unwahrscheinlichen Fall, dass dies wirklich nicht einleuchtend sein sollte, rein vorsorglich auch pekuniäre Streicheleinheiten für den lokalen Kommissar der Regierungspartei, für den hilfsbereiten Polizeikommandanten, für die stets kooperativen, aber auch durstigen Wildschutzbeamten - und nicht zu vergessen der freundliche Bankdirektor: wegen des Überziehungskredites für das Genossenschaftskonto! Der klägliche Rest reicht kaum für die armen Witwen und Waisen, geschweige für die Mehrheit der Schwarzen Peter.

Deswegen hat ein bedenklich großer Teil der Dörfler in den „Communal Areas“ überhaupt keine Ahnung, geschweige greifbare Vorteile von dem CAMPFIRE und Conservancy-Zauber. Manche wissen überhaupt nichts von der Existenz eines solchen Programmes, obgleich sie doch in den offiziellen Wahl- und Mitgliederlisten der Genossenschaft stehen. Entsprechend viele „Schwarze Peter“ haben die gleiche Einstellung zu den großen Tieren wie eh und je: Büffel und Antilopen sind billiges „Njama“, das man am besten mit Drahtschlingen fängt, egal wie groß die Hörner sind; Elefanten im Maisfeld vertreibt man mit gehacktem Blei und rostigen Nägeln aus Opas Schrotflinte oder mit der alten AK47 aus dem Befreiungskampf; Löwen und Leoparden, die Vieh schlagen und Hirten fressen, werden mit billigen Pestiziden vergiftet. - Und der Zauberdoktor hat wirklich direkten Kontakt zu den allmächtigen Ahnen, denn mit einer derartigen Satellitenschüssel auf der Hütte kann man bestimmt noch viel mehr als nur DSTV empfangen; andernfalls könnte der Chef sich auch nicht schon wieder einen neuen Geländewagen leisten, nachdem er den alten beim Ziegenfangen demoliert hat.

Solange noch europide Projektbetreuer vor Ort sind, können derart unschöne Zustände kontrolliert werden, oder zur Not, sprich Projektevaluierung durch die Geldgeber, als fein herausgeputztes „Potemkinsches Dorf“ präsentiert werden - entsprechend der langen Tradition aller Aufbauhelfer anlässlich solcher Inspektionsbesuche seit der Großen Zarin Katharina II und ihrem Geliebten Fürst Potjomkin. Wenn dann aber den Entwicklungshelfern die Liebe der Herrschenden entzogen und der goldene Geldhahn der Entwicklungshilfspipeline abgedreht wird, also wie im Falle Simbabwes die europiden „Dream Teams“ ihre teuren Projekte aufgeben und das Land verlassen müssen, dann erlischt das CAMPFIRE schnell in den kulturellen Paralleluniversen der Afrikanischen Traumzeit. - Unheimlich mag das für den deutschen Steuermichel wohl klingen, aber doch irgendwie so vertraut wie das Wort „blühende Landschaften“ ...

Das zweite Kardinalproblem ist die existentielle Abhängigkeit der CAMPFIRE und Conservancies auf Kommunalland von der Expertise und mehr noch von der ökonomischen sowie soziokulturellen Vernetzung der Weißen. Ohne wissenschaftlich fundiertes Wildmanagement und darauf basierende Abschussplanung ist die Wildbewirtschaftung nicht nachhaltig. Die nötige Ausbildung und langjährige Erfahrung hierfür besitzen bislang jedoch nur sehr wenige negroide Afrikaner. Diese gehören aber zur geistigen Elite ihres Landes, die mit schnellen Karriereschritten in die höchsten Etagen der Ministerien aufgestiegen ist. So entstand nach dem nicht ganz freiwilligen Abschied der weißen Wildhüter und Wildforscher vom wärmenden CAMPFIRE ein gravierender Mangel an Wildlife-Expertise, der sich bald in schwindenden Wildbeständen und verminderter Trophäenstärke bemerkbar machte - was wiederum sehr schädlich für die Kundenzufriedenheit ist.

Zur Werbung von finanzkräftigen Kunden im Ausland und ihre optimale Betreuung vor Ort sind Afrikaner mit europidem Habitus und Manieren ebenfalls unverzichtbar. Fast unüberwindbar ist die ökonomische, soziale und kulturelle Distanz zwischen den schlichten, formell ungebildeten „Krausköpfen vom Lande“ einerseits, und den urbanen Klienten aus dem abendländischen Kulturkreis andererseits - ganz zu schweigen von den profitorientierten Jagdvermittlern. Wenn die weißen Safariveranstalter und Berufsjäger als Partner und Pächter hinausgedrängt werden, zugunsten von schwarzen Politikern und Militärkommandanten, wie in Simbabwe geschehen, dann werden die komplex vernetzten Verbindungen zu den Märkten, Messen und Vermittlern sowie die Drähte zu den Kunden gekappt. Das Jagdcamp und die Genossenschaftskasse bleiben leer, das Wild bleibt lästig, bringt aber keinen Profit mehr und wird wieder dezimiert, das CAMPFIRE erlischt ...

„Afrikanischer Albtraum“: Wildheger, Tierschützer und Wildräuber

Hinsichtlich Wilderei erlebte ich persönlich die erste Katastrophe Ende der 1980er Jahre. Zu jener Zeit lebte südlich des Sambesistromes, auf dem Territorium des Staates Simbabwe, noch der weltgrößte Bestand an Spitzmaulnashörnern. Streng bewacht wurde er von meist hellhäutigen Wildschutzbeamten, die mit paramilitärischen Mitteln knallhart gegen Wilderer voringen. Die ebenfalls gut bewaffneten Wilddiebe kamen nicht nur über den Sambesi aus dem Nachbarland Sambia, sondern auch aus Simbabwe selbst - heimlich angestiftet von geldgierigen Politikern und Militärs aus der Umgebung Mugabes. Doch der Wildschutz war noch wirksam: Zur Jahresmitte 1988 zählten wir am Sambesi rund 2.500 Nashörner; es war nicht ungewöhnlich, im Laufe einer Tagespatrouille oder Pirschfahrt, ein Dutzend Nashörner zu sichten!

Im Jahre 1989 beging die von Tierschutzorganisationen und einer falschinformatierten Öffentlichkeit beeinflusste Konferenz der Konvention zur Kontrolle des internationalen Handels mit bedrohten Arten (CITES) dann die Dummheit, den Afrikanischen Elefanten als besonders geschützte Art in den Anhang I aufzunehmen, und zwar gegen die Stimmen aller südafrikanischen Mitgliedsstaaten und im Widerspruch zur Empfehlung des eigenen wissenschaftlichen Beirates. - Vergeblich hatten die Experten mit rationalen Argumenten für eine regionale, populationsbezogene Differenzierung plädiert: Im Gegensatz zu den desolaten Zuständen in West-, Zentral- und Ostafrika, litten die

professionell gemanagten Wildreservate im südlichen Afrika nicht unter Elefantenmangel, sondern unter hohen Beständen der Dickhäuter. Durch CITES wurde die Vermarktung von Elfenbein und anderen Elefantenprodukten pauschal verboten, welche durch die ökologisch nötige Reduktion der Dickhäuter (Culling) in mehreren südafrikanischen Staaten alljährlich anfielen.

Bis dahin waren die pekuniären Einkünfte aus dem legalen Elfenbeinhandel größtenteils in die Wildreservate und somit auch in die Bekämpfung der Wilderei geflossen. Für die korrupte Clique um Dr. Mugabe war der politische Affront im Rahmen der CITES jedoch willkommener Anlass, die Finanzmittel für Wildschutz zusammenzustreichen. Offiziell wurde argumentiert, die knappen Haushaltsmittel, über die der Staat Simbabwe verfüge, reichten kaum für die Unterstützung der sozio-ökonomischen Entwicklungsprojekte, welche Vorrang vor Wildschutz hätten; wenn die „ökokolonialistischen“ Tierschützer der Nordhalbkugel die Einnahmen aus dem internationalen Elfenbeinhandel blockierten, dann sollten sie den Schutz der Nashörner und Elefanten zukünftig selbst finanzieren - so wie sie es während der CITES-Konferenz öffentlich angekündigt hatten!

Dies unterließen die grünen Großmäuler um ihre kenianische Ikone Dr. Richard Leakey jedoch, obwohl manche mächtigen Tierschutzorganisationen, wie etwa Greenpeace oder der International Fund for Animal Welfare (IFAW), durchaus entsprechende Geldmittel gehabt hätten. Die Spenden naiver Tierfreunde wurden dringender für hochbezahlte Funktionäre, politische Kampagnen sowie für die professionelle Werbung neuer Spendengelder gebraucht. - Und im Sambesital begann das Nashornschlachten!

Mitte 1990 sah ich schon fast keine lebenden Nashörner mehr am Sambesi, sondern nur noch Kadaver im Busch sowie hohe Haufen hornloser Schädel neben den Wildschutzstationen. Wütend berichteten befreundete Wildhüter, sie seien nun machtlos gegen die grassierende Wilderei: Treibstoffe und Ersatzteile für Geländewagen, Motorboote, Flugzeuge und Hubschrauber waren gestrichen, Munition wurde keine mehr geliefert, defekte Funkgeräte und Ferngläser nicht mehr ersetzt, Stiefel und Kleidung waren zerrissen. Die Wilderer hingegen waren bestens ausgerüstet - mit Material, das aus Beständen von Militär und Polizei abgezweigt wurde!

Zurück in die Gegenwart: Positiv ist eine Personalie an der Spitze der „Zimbabwe National Parks and Wildlife Authority“. Der Generaldirektor dieser parastaatlichen Behörde ist endlich wieder ein gut ausgebildeter und erfahrener Fachmann, nämlich Vitalis Chadenga. Vor gut 20 Jahren war er an der Feldstation Marongora am Zambezi Escarpment als Wildbiologe eingesetzt und einer unserer Assistenten bei der Freilandforschung im Sambesital; ein junger Mann damals, der sein Fach an der zu jener Zeit noch renommierten University of Zimbabwe studiert hatte und durch Kompetenz und Zielstrebigkeit auffiel. - Nach dieser langen Zeit erinnert Vitalis Chadenga sich noch sehr gut an mich, während ich gestehen muss, ihn kaum wiedererkannt zu haben. Heute hat der damals noch schlanke „Krauskopf“ den typischen Habitus der „korpulenten Schmarotzer in den Schaltzentralen der Macht“ - doch dieser äußerliche Eindruck täuscht.

Unter Chadengas Kommando ist die Wildereibekämpfung in den Nationalparks und staatlichen Wildreservaten Simbawes verschärft worden. Bereits im November 2009 verkündete Chadenga öffentlich die erste Jahresbilanz: 2.500 Wilderer verhaftet und zehn bei Feuergefechten erschossen, allerdings auch 65 Elefanten und 30 Rhinocerosse auf Staatsland verloren; dann wurden die verheerenden Wildverluste auf Privatland als „shock statistic“ präsentiert. Nur wenig später, im Februar 2010, wagte sich Chadenga, als erster Staatsdiener in hoher Position, ein Hauptproblem im Kampf gegen Wilderei öffentlich anzuprangern: Mehr als 200 Nashörner sowie ein Großteil der Elefanten, welche in den letzten beiden Jahren gewildert worden sind, gehen fast ausschließlich auf das Konto der „Sicherheitskräfte“ von Simbabwe, also Militär und Polizei! Die Wilderei wird von höchsten Stellen organisiert und die militärisch gedrillten Wilddiebe agieren professionell und extrem aggressiv; sie eröffnen sofort das Feuer, wenn sie Wildhütern begegnen.

Allerdings sind die Fronten zwischen Wildhütern und Wilderern in Simbabwe keineswegs so klar, wie der Öffentlichkeit suggeriert werden soll. Die parastaatliche Behörde Zimbabwe National Parks

and Wildlife Management leidet nicht nur unter Geldmangel, weil die Einnahmen aus Tourismus stark zurückgegangen sind, sondern auch, weil ein signifikanter Teil der nicht geringen Mittel aus Jagdverpachtung und Abschussgebühren an korrupten Stellen versickert. Die Besoldung des Personals ist mager und unpünktlich. Deshalb ist es gängige und amtlich geduldete Praxis der Wildhüter auf Außenstationen, Wild zu schießen, um sich selbst und ihre Angehörigen mit Fleisch zu versorgen. Auf einem ökologisch und wirtschaftlich vernünftigen Niveau wäre das ja nicht unbedingt schädlich für die Wildbestände. Die schlecht ausgebildeten und lausig besoldeten Staatsdiener in Simbabwe denken jedoch nicht an Nachhaltigkeit. Vielerorts wird schwunghafter Handel mit den „Rationen“ betrieben. Es wird alles geschossen, was vor die Dienstwaffe kommt.

Diese Zustände zu ändern, ist auch dem Generaldirektor der Wildschutzbehörde kaum möglich. Viele „Comrades“ aus Dr. Mugabes ZANU-PF füllen ihre Koffer mit Geld aus dem informellen Handel mit „Bush Meat“. Die Geschäfte dieser schwarzen Genossen zu stören, ist lebensgefährlich. Dennoch hat Chadenga einen ersten Schritt gewagt und allen Dienststellen seiner Behörde strikte Anweisung gegeben, bei der Beschaffung von Fleischrationen kein Wild zu schießen, das Potential für die Trophäenjagd hat. Anscheinend hat er Leuten in hohen Positionen verdeutlicht, dass mit zahlenden Auslandsjägern mittelfristig mehr Geld zu machen ist als mit „Bush Meat“.

Bleibt anzufügen: Hauptabsatzmarkt für gewildertes Nashorn und Elfenbein ist Südostasien und die Ausfuhr ist kaum zu unterbinden. Überall in Simbabwe haben sich Chinesen als neue Kolonisten angesiedelt, und zwar nicht nur als allgegenwärtige Geschäftsleute, Kleinhändler und Handwerker. Seit Großbritannien, die Europäische Union und die USA den Staat Simbabwe politisch und ökonomisch weitgehend boykottieren, gewährt die Volksrepublik China Entwicklungshilfe in Form von großzügigen Krediten sowie Aufbau- und Infrastrukturprojekten.

Moralische Skrupel bzgl. Unterstützung des Regimes gibt es nicht, denn die eigene Weste ist ja ebenso gefärbt, und vor allem gibt es als Gegenleistung sehr günstige Konzessionen für den Abbau von Mineralien sowie für die Landwirtschaft. - Die Volksrepublik China ist gegenwärtig dabei, sich die mineralischen Rohstoffe und fruchtbaren Ackerflächen des Schwarzen Kontinents zu sichern!

Der Bergbau Simbawes ist inzwischen fest in chinesischer Hand: nicht nur die Eigentümer und das Management, sogar die Minenarbeiter sind fast ausnahmslos Chinesen, weil die Afrikaner als „faul und unzuverlässig“ gelten. Erstaunlich, dass diese eklatante Diskriminierung von den schwarzen Genossen in Simbawes Regierung nicht bemängelt wird. Analog ist die Situation in Sambia, nur dass dort ein liberaleres Wirtschaftssystem versucht wird, welches von den Indern kontrolliert wird.

Von Sambia und Simbabwe aus werden Edelhölzer, Kohle, Erze und Metallbarren auf Güterzügen und unzähligen Lastwagen durch Mosambik und Südafrika zum Indischen Ozean transportiert. Dort werden die Rohstoffe auf Hochseeschiffe verladen, die meist unter asiatischen Flaggen fahren. Es ist naheliegend, „illegale“ Wildprodukte, wie bestimmte Edelholzarten, Elfenbein oder Nashorn, unter diese Massengüter zu schmuggeln. Die Transporte werden nicht kontrolliert, weil die Kommandeure der Zoll- und Sicherheitskräfte selbst am Schmuggel beteiligt sind und die Beamten der Transitstaaten sich ebenfalls leicht bestechen lassen. - Für Biodiversitäts-Konvention, CITES, TRAFFIC und ähnliche Kontrollinstrumente abendländischer Wildfreunde, bleibt das geduldige Papier und ein asiatisches Lächeln.

Am bislang peripher gelegenen Dreiländereck von Simbabwe, Sambia und Mosambik, gegenüber der Luangwamündung und am Ostrand der Großwildreservate am Sambesistrom, befindet sich der Grenzort Kanyemba. Hier sitzen Veranstalter von Jagd-, Angel- und Kanusafaris. Sie operieren in dem großwildreichen Umfeld, das als Weltnaturerbe der UNESCO ausgewiesen ist. Im August 2010 hat der Staat Simbabwe alle Konzessionen dieser Safariunternehmen kurzfristig gekündigt. Bei Kanyemba wurden reiche Uranerzvorkommen entdeckt; ein chinesisches Unternehmen hat die Schürfrechte erworben und wird hier eine Uranmine errichten. - Das ist wohl der Anfang vom Ende des Wildreichtums am mittleren und unteren Sambesi!

„Afrikanische Wiedergänger“: TseTse, Nagana und Schlafkrankheit

TseTse sind entomologisch sehr interessant, weil sie keine Eier legen wie gewöhnliche Fliegen. Diese Blutsauger gebären Larven, die einzeln an schattigen Plätzen im Gebüsch abgelegt werden, wo sie sich in den Boden eingraben und verpuppen. Der Biss der TseTse-Fliege ist zwar lästig, gehört jedoch zur Großwildjagd in Afrikas „Buschveld“ wie das Brüllen freilebender Löwen um das Jagdlager. Ebenso wie die frischen Fährten von wilden Großkatzen auf dem Pirschpfad, ist das Vorkommen der TseTse ein Zeichen für wirkliche Wildnis und Jagd ohne Gatter. Manche Wildfreunde sind der Ansicht, die TseTse-Fliege sei der beste Wildhüter in Afrikas Savannen, denn sie schütze die Lebensräume des Großwildes vor menschlicher Besiedlung und Zerstörung.

Andererseits sind die verschiedenen TseTse-Arten ein Landnutzungshindernis in den afrikanischen Tropen. Wenn sie mit ihren Beißwerkzeugen die Haut von Warmblütern durchstechen, um Blut zu saugen, übertragen sie Trypanosomen. Das sind einzellige Endoparasiten der Ordnung Sporozooa, welche die tödliche Schlafkrankheit beim Menschen sowie die Nagana von Rindern, Pferden und anderen Nutztieren verursachen. Das afrikanische Großwild ist immun gegen Nagana, bildet jedoch ein ständiges Reservoir für Trypanosomen; zudem ist das ungezähmte Wildland ein Lebensraum für TseTse-Populationen. Viehzucht in der Nachbarschaft von Großwildreservaten und Safarigeieten ist somit problematisch - wengleich nicht unmöglich.

Anfang der 1990er Jahre in Simbabwe: Nach jahrelanger Forschungs- und Entwicklungsarbeit, in enger Kooperation von europäischen und afrikanischen Experten, hatten wir in Simbabwe und anderen afrikanischen Staaten wirksame und zugleich umweltverträgliche Methoden zur Kontrolle von TseTse-Fliegen und Trypanosomiasis (Nagana, Schlafkrankheit) entwickelt. Ein besonders elegantes, aber auch aufwendiges Verfahren, das sich in Simbabwe auch praktisch bewährt hat, sei hier kurz skizziert, nämlich die sogenannten „TseTse-Targets“:

Das sind mit Insektizid imprägnierte dunkle Tücher, die wie die Silhouette eines Großsäugers wirken und mit dem Duftstoff Oktanol für die Fliegen noch attraktiver gemacht werden. Genau angepasst an die spezifische Sinneswahrnehmung dieser Insekten, simulieren die Targets optisch und geruchlich einen Kaffernbüffel bzw. ein Stück Rindvieh. Wenn die TseTse in Erwartung einer Blutmahlzeit auf diese „künstliche Kuh“ fliegen, geraten sie mit dem giftigen Insektizid in Kontakt und verenden. Werden solche Targets gleichmäßig verteilt im Lebensraum der TseTse aufgestellt, gelingt es, die gegen Insektizide besonders empfindlichen TseTse aus einem Lebensraum selektiv zu entfernen, ohne andere Insekten zu schädigen, die sehr wichtig für die Bestäubung von Pflanzen oder als Nahrung für Insektenfresser sind. - Die Überträger der Trypanosomen werden eliminiert, ohne den Artenreichtum und die Vitalität des Ökosystems zu beeinträchtigen.

Der ursprüngliche Vertrag über die finanzielle und technische Entwicklungszusammenarbeit von Europäischer Gemeinschaft und den Partnerländern im südlichen Afrika enthielt eine Bedingung: In den Gebieten, welche mit europäischer Finanz- und Expertenhilfe von der TseTse-Fliege befreit wurden, sollten ausdrücklich *nachhaltige* Landnutzungssysteme aufgebaut werden. Das heißt, die Landnutzungsintensität sollte den natürlichen ökologischen Gegebenheiten wie Klimaregime und Bodenfruchtbarkeit angepasst werden, um die Tragfähigkeit der Landschaftsökosysteme für menschliche Besiedlung auch längerfristig nicht zu zerstören, sondern möglichst optimal zu nutzen. - Je nach Standortpotential kamen Fototourismus (Nationalparke), konsumptive Wildnutzung (Jagdsafarigeieten), extensive Viehzucht und Trockenfeldbau, aber auch integrierte Landnutzung mit Wildhaltung und traditioneller Landwirtschaft in Frage.

An diese wichtige Vertragsklausel hielt sich der Staat Simbabwe jedoch nicht, denn damals gab es noch einen enormen Bevölkerungsdruck. AIDS-Pandemie, Landflucht in Richtung urbaner Zentren sowie der massenhafte Exodus von Armutsflüchtlingen nach Südafrika wirkten damals noch nicht als Regulativ für das Wachstum der simbabwischen Landbevölkerung. Der politische Druck auf die

Regierung war groß, durch effiziente TseTse-Bekämpfung möglichst schnell neuen Agrar- und Siedlungsraum zu schaffen. Auf persönliche Weisung des damals noch populären Staatspräsidenten Mugabe wurde dieses Ventil sehr schnell und unkontrolliert geöffnet - ohne Berücksichtigung der kurz- und mittelfristig katastrophalen ökologischen, sozialen und ökonomischen Folgen, aber auch ohne politische Rücksicht auf die europäischen Vertragspartner in dem Entwicklungsprogramm: Die von der TseTse befreiten Wildlandschaften in der Peripherie Simbawwes wurden zur wilden Besiedlung freigegeben; die europäischen Geldgeber zogen sich schließlich aus der finanziellen Förderung der TseTse-Kontrolle zurück ...

Anfang August 2010 in Simbabwe: Besuch bei der staatlichen TseTse-Kontrollbehörde in Makuti. Der heutige Stationsdirektor und Leiter der TseTse-Kontrolle in dieser nördlichen Region, Senior TseTse Field Officer Alec Badza, ist ein alter Bekannter. Vor gut 20 Jahren war dieser „Krauskopf“ einer unserer fähigsten Feldassistenten und avancierte bald zum Stellvertreter des TseTse Field Officer in Mashumbi Pools. Später wurde er als erster „Schwarzer“ mit der Leitung der Station Makuti betraut. - Nach heiteren Erinnerungen an alte Zeiten und höflichen Erkundigungen nach gemeinsamen Bekannten, folgen die in Simbabwe heute allorts üblichen Klagen über die schlimmen Verhältnisse:

Der Zustand der TseTse-Kontrolle ist im ganzen Land erbärmlich, weil die meisten fähigen Leute den schlecht bezahlten Staatsdienst schon längst verlassen haben. Die Finanzausstattung dieser für die Viehzucht in Simbabwe unverzichtbaren Behörde ist gegenwärtig ebenso jämmerlich wie die von „Zimbabwe National Parks and Wildlife“. In den späten 1980er Jahren hatten wir „die Fliege“ mit umweltverträglichen Methoden bis ins Sambesital zurückgedrängt. Doch wegen Mangel an Geld, Personal und Material für effiziente TseTse-Bekämpfung ist sie von ihrem einstigen Rückzugsareal in den Großwildreservaten, über den desolaten Veterinärkordon am Escarpment hinweg, bis in das Hochland von Simbabwe vorgedrungen, also weit in die früheren Rinderzuchtgebiete hinein. - Die Resultate eines halben Jahrhunderts mühsamer TseTse-Kontrolle wurden durch den „afrikanischen Schlendrian“ in wenigen Jahren zunichte gemacht!

Ein Indikator für den trostlosen Zustand der TseTse-Kontrollbehörde, sowie der Staatsdienste in Simbabwe generell, ist unser früheres Wohnhaus im staatlichen TseTse-Camp von Makuti, zu dessen Besichtigung Alec Badza mich persönlich begleitet. Hier, am oberen Escarpment, habe ich mit anderen Wissenschaftlern aus Deutschland früher gewohnt, wenn während der Regenzeit unsere Zeltcamps im Tiefland abgebaut waren. Im Sambesital ist die Hitze im Sommer kaum erträglich, zudem sind viele Pisten wegen Schlamm und Überflutung unpassierbar. Nach dem Fortgang der Europäer sollte in diesem Haus eine staatliche Klinik für das Personal der regionalen TseTse-Control und die lokale Bevölkerung eingerichtet werden, erfahre ich. Mangels Geld wurde der Plan jedoch nie realisiert, es gibt keine medizinische Versorgung mehr in Makuti. Nach vielen Stürmen und Regenzeiten ohne jegliche Wartung und Pflege ist das Gebäude heute nur noch eine Ruine. Die Gartenbäume, welche noch in rhodesischer Zeit gepflanzt wurden, sind alle verdorrt.

In einem ähnlich traurigen Zustand ist die TseTse-Forschungsstation Rukomechi, die unterhalb des Zambezi Escarpments in der Hurungwe Safari Area liegt. Dieses Institut von Rukomechi war einst weltberühmt, wegen bahnbrechender Forschungsergebnisse zu Ökologie und Verhalten der TseTse-Fliegen, welche die TseTse-Kontrolle in ganz Afrika revolutionierten. - Heute stehen die Gebäude leer und verfallen allmählich.

Allerdings wurde in Makuti mit chinesischer Hilfe ein ziemlich überdimensioniertes Hauptquartier für die regionale TseTse-Control neu gebaut. Das ist keine lokale Ausnahme. Das neue Zollamt in Chirundu wurde ebenfalls von den Chinesen errichtet und ist ebenso landschaftsprägend; in allen Ecken Simbawwes sind in letzter Zeit imposante Verwaltungsgebäude entstanden, deren asiatisch geschwungene Dächer an die afrikanische Expansion des rohstoffgierigen Reiches der Mitte erinnern. Der asiatische Pagodenstil des neuen Fluglotsenturmes am Internationalen Flughafen von

Harare ist in dieser Hinsicht ebenso auffällig wie die Tatsache, dass die Mehrzahl der Leute, die man an den Flugterminals sieht, keine Afrikaner oder Europäer sondern Rotchinesen sind!

Zumindest bis jetzt haben die „Söhne des Himmels“ aber weder die Expertise noch vorrangiges Interesse bezüglich TseTse-Kontrolle und Trypanosomenbekämpfung in Simbabwe. Noch steht die Ausbeutung der mineralischen Rohstoffe im Vordergrund der „Entwicklungszusammenarbeit“ des Regimes Dr. Mugabe und der Volksrepublik China. Der Ausverkauf von riesigen Agrarflächen an asiatische Landwirtschaftskonzerne, zur industriellen Produktion von Nahrungsmitteln für die wachsenden Milliardenvölker Asiens, ist in Simbabwe noch nicht so weit fortgeschritten wie in anderen schwarzafrikanischen Staaten.

Die Vernachlässigung seines Ressorts ist wohl der Grund, warum der Senior TseTse Field Officer von Makuti sich in einer heimlichen Minute, ohne untergebene Spitzel, über mögliche Perspektiven europäischer Entwicklungshilfe für Simbawwes TseTse-Kontrolle erkundigt - nach dem geriatrisch absehbaren Ende der Ära Mugabe, versteht sich. - Konkret meint Freund Alec Badza wohl: Manna vom deutschen Steuermichel, wie in den guten alten Zeiten, als die leitenden „Comrades“ vom Landwirtschaftsministerium in der Hauptstadt aus mit dem aus Hilfgeldern finanzierten Helikopter in unsere Forschungscamps am Sambesi einschwebten, um nach dem alltäglichen Müßiggang im Hauptquartier ein kühles Feierabendbier zu trinken ...

Verglichen mit jenem „goldenen Zeitalter“ der TseTse-Kontrolle in Simbabwe, ist die Gegenwart ziemlich ernüchternd: Nagana rafft die ohnehin wenigen Rinder hinweg, welche die Enteignungen der europiden Farmer überlebt hatten. Schlimmer noch ist das Wiederautreten der Schlafkrankheit, die vor zwanzig Jahren in Simbabwe als ausgerottet galt. Wie viele Todesfälle genau bei der einheimischen Bevölkerung inzwischen wieder durch Schlafkrankheit verursacht werden, ist unklar, weil es kaum noch Mediziner gibt, die sich um die Leute in den ländlichen Gebieten kümmern; gesichert ist aber die wachsende Zahl von Touristen, die sich in Simbabwe infizieren.

Auslandsjäger, die im Sambesital jagen, sind besonders gefährdet, weil sie sich länger als andere Risikogruppen in den TseTse-verseuchten Großwildreservaten aufhalten und auf der Pirsch sehr häufig gebissen werden. Beim Auftreten von Krankheitssymptomen, die an Malaria erinnern, sollte daher immer auch auf Trypanosomen untersucht werden. Unerkannt oder zu spät behandelt ist die Schlafkrankheit ebenso lebensgefährlich wie eine *Malaria tropica*!

Afrikas „Gute Regierung“: Untote Bantukönige!

Der Westen unterstützte den akademisch gebildeten Rebellenchef Dr. Robert Mugabe finanziell und ideell, obgleich er mit dem Kommunismus sympathisierte und Menschenrechte ignorierte. Dadurch sollte eine politische Bresche in die vom Ostblock beherrschten „Frontstaaten“ Angola, Sambia und Mosambik geschlagen werden, denn die rohstoffreiche und geostrategisch unverzichtbare Republik Südafrika war bedroht. Mugabes Buschkrieger hatten allerdings nicht nur die sturen Weißen terrorisiert, die ihre Vorherrschaft in Rhodesien militärisch verteidigten, sondern sie malträtierten auch die schwarze Zivilbevölkerung, welche keine Revolution, sondern einen friedlichen Wandel unter Führung des gemäßigten Bischofs Abel Muzorewa wollte.

Weil sie die schwarzen Wähler derart terrorisierte, gewann die ZANU-PF des Robert Mugabe die angeblich „fairen und freien“ Wahlen zur „Unabhängigkeit“ Simbawwes. - Und schon kurz nach der Machtübernahme im Jahre 1980 zeigte der neue Ministerpräsident Dr. Mugabe, der dem Volk der Shona entstammt, noch viel deutlicher, was er unter afrikanischer Demokratie versteht: Die fünfte Brigade der Revolutionsarmee, die dem persönlichen Befehl Mugabes unterstand, richtete fürchterliche Massaker unter dem Volk der Matabele im Süden Zimbawwes an, denn jene Leute hatten seinen früheren Verbündeten Joshua Nkomo gewählt und den gewichtigen Kontrahenten auch nach der Regierungsbildung politisch unterstützt.

Verständlich vielleicht, dass dieser Völkermord von den westlichen Staaten aus übergeordnetem geopolitischem Kalkül geduldet wurde, denn nicht nur in Simbabwe, sondern auch in Angola, Sambia und Mosambik standen Militärberater und Hilfstruppen aus dem Ostblock; skandalös war jedoch das Stillschweigen der zivilen Anti-Apartheid-Bewegung in den westlichen Ländern, die sich nach dem Ende Rhodesiens verstärkt für die Unabhängigkeit Südwestafrikas und den Sturz der südafrikanischen „Burenregierung“ engagierte: Ein gebildeter „Schwarzer“, der vom sozialistischen Befreiungshelden zum demokratischen Staatsführer avanciert und dann seine eigenen Landsleute massakriert, das passte nicht in das schlichte Weltbild: grundgute Schwarze - bitterböse Weiße!

Seitdem wurden das einst florierende Land und seine traditionell gutmütige Bevölkerung von Mugabe und seiner Clique von „Befreiungshelden“ und „Kriegsveteranen“ weiter ausgebeutet und vergewaltigt. Dennoch haben wir die unterschiedlichen Landesteile Simbawwes regelmäßig bereist, auch nach der Jahrtausendwende, in den übelsten Zeiten von Farmenteignungen, Gewalt, Chaos und Cholera, als die große Mehrheit der sozial-idealistischen Entwicklungshelferlinge sich aus dem „Herz der Finsternis“ verzogen hatte, um in den erst später „befreiten“ Ländern Namibia und Südafrika aktiv zu werden. Dort sorgt eine europide Minderheit ja noch heute für formelle Wirtschaftsstrukturen, einigermaßen funktionierende öffentliche Verwaltung sowie ein Mindestmaß an Recht und Ordnung - als Basis für neue Traumtänzereien in der „Entwicklungszusammenarbeit“.

Seit den Parlaments- und Präsidentschaftswahlen im Jahre 2008 ist in Simbabwe ein gewisser Wandel bemerkbar. Trotz Wählereinschüchterungen und Stimmzettelfälschungen der herrschenden ZANU-PF, hatte die Oppositionspartei MDC die Mehrheit gewonnen. Nach Vermittlung des südafrikanischen Präsidenten Thabo Mbeki, hat der „Präsident auf Lebenszeit“ Dr. Robert G. Mugabe seinen politischen Erzfeind, Morgan Tsvangirai, als Ministerpräsident akzeptiert. Es wurde eine Übergangsregierung gebildet. Ob die für 2011 vereinbarten Neuwahlen tatsächlich stattfinden werden, gilt aber noch als unsicher. Bezüglich des Abganges von Dr. Mugabe hoffen viele Gegner auf die biologische Lösung. Schlimmste Befürchtungen hinsichtlich endloser Diadochenkämpfe der hohen Politikommissare, Minister und Generäle seines Regimes sind jedoch nicht unberechtigt.

Lichtschimmer sind erkennbar. Klar ist aber noch nicht, ob es wirklich die strahlende Sonne Afrikas ist, die am Ende des düsteren Tunnels leuchtet, oder aber ein gigantischer Minentruck chinesischer Herkunft: mit untoten Bantukönigen im Führerhaus, die bis aufs Messer um wertvolle Mineralien streiten, groben Schlingerkurs fahren und dabei schwarze Frauen und Kinder, weiße Farmer und Rinder, Schwarze Nashörner und die „Weißen Elefanten“ der „Entwicklungshilfe“ plattwalzen.

„Afrikanische T/RaumZeit“: Büffeljagd am Sambesi

Von Harare bis zum „Ende der Wolken“

Fährt man von Harare aus über die asphaltierte Hauptstraße in die Großwildreservate des Nordens, kommt man zwangsläufig nach Makuti. Die kleine Ansiedlung hat sich aus der örtlichen TseTse-Kontrollstation entwickelt und liegt schon in der Charara Safari Area. Dieses Großwildjagdreservat sowie die nördlich daran angrenzende Hurungwe Safari Area werden von der „Great Northern Road“ durchschnitten, die von den urbanen Zentren Südafrikas nach Zentral- und Ostafrika führt. Kurz vor der steilen Serpentinestrecke, die vom Hochland Simbawwes kommend am zerklüfteten „Zambesi Escarpment“ hinab in die weite Talebene des Sambesi führt, liegt die Wildhüterstation Marongora. Danach ist das Wildland unbesiedelt, bis zum Grenzort Chirundu, wo Otto Beit in den 1930er Jahren die nach ihm benannte Hängebrücke über den Sambesistrom gebaut hat: nach Nord-Rhodesien, das heute Sambia heißt. In Makuti ist auch die Straßenabzweigung nach Kariba, wo eine der größten Staumauern der Welt den Sambesi zum riesigen Karibasee aufstaut.

Weil die Entfernung von Harare aus nur 300 km beträgt, fahren wir erst spät vormittags los, um rechtzeitig vor Einbruch der Dämmerung in Makuti anzukommen. Früher war für diese Strecke ein halber Tag immer mehr als genug, trotz Tanken, Einkauf und Kaffeklatsch bei „Johnny the Greek“ und seiner Frau, die in Karoi, dem letzten Städtchen vor dem „Bundu“, seit über dreißig Jahren eine Metzgerei mit griechischer Feinkost betreiben und ihr Geschäft zuerst wider die britische Esskultur behaupteten und nun gegen die Konkurrenz chinesischer Kleinhändler verteidigen müssen.

Seit Sambia seine Wirtschaft liberalisiert, sind die idyllischen Zeiten einer verkehrsfreien Nordroute jedoch vorbei. An die endlosen Kolonnen von Schwerlastern, die auf der „Great Northern“ in Richtung Kongo unterwegs sind, hatte ich nicht mehr gedacht; die überladenen Sattelschlepper und gigantischen Minen-Trucks, welche die ganze Straße einnehmen, kann man kaum überholen. Im Gegenverkehr sind sie lebensgefährlich, zumal in der Dunkelheit, weil viele Lkw keine oder sehr mangelhafte Beleuchtung haben. Hinzu kommen die Elefanten und anderes Wild, welches nach Einbruch der Dämmerung über die Straße wechselt. So erreichen wir Makuti erst am späten Abend.

Erste Anlaufstelle für alle Reisenden ist hier das „Clouds End“ - wo es wegen Stromausfall heute zwar keinen Treibstoff für den Landrover gibt, aber immerhin ein kühles Bier für den Vater und eine Limonade für den Sohn. - Der neue Name „Makuti Hotel“ klingt zu profan für das berühmte „Clouds End“, denn in den Monaten vor und während der Regenzeit reißt hier am oberen „Zambezi Escarpment“ tatsächlich die Wolkendecke des afrikanischen Hochlandes auf. Der strahlend blaue Himmel Afrikas öffnet sich über der trocken-warmen Tiefebene des „Zambezi Valley“. Aufgrund dieses natürlichen Phänomens ist das mittlere Sambesital kaum für die Landwirtschaft geeignet und wurde schon in britischer Zeit als Großwildreservat ausgewiesen.

Außer dem Namen hat sich fast nichts geändert am alten „Clouds End“, das in seiner historischen Bedeutung etwa dem „Riley`s“ am elfenbeinreichen, aber sumpffieberterseuchten Okavangodelta im Ngamiland entspricht. An der Stelle, wo heute Makuti liegt, haben Generationen von Salz- und Elfenbeinhändlern, Großwildjägern und Siedlern eine letzte Rast im frischen Hochlandklima eingelegt, bevor der Treck dann weiterzog: durch die unwegsamen Schluchten des „Zambezi Escarpment“, hinab in die mit Malaria, Schwarzwasserfieber, Schlafkrankheit, Nagana und TseTse verseuchten Stammesgebiete und Großwildreviere im Sambesital. Zudem ist „Clouds End“ seit Jahrzehnten ein beliebter Rastplatz der Feriengäste und Wochenendurlauber aus Harare auf dem Weg ins Angler- und Wassersportparadies Karibasee.

An den Wänden des „Buffalo Inn Restaurant“ hängen die präparierten Beweise für das Jäger- und Anglerlatein, das hier an die ausländischen Touristen verzapft wurde, als das „afrikanische Modell Simbabwe“ als Reiseziel noch so populär war wie das „afrikanische Musterland Namibia“ heute. - Solcherart Reisende kommen hierher aber seit Jahren nicht mehr, also Zeit für den Austausch von Erinnerungen und Neuigkeiten mit dem eingeborenen Stammpersonal des „Clouds End“ auf der verwitterten Außenterrasse der „Hook and Sinker Residents Bar“.

Unsere Jagdreviere am Sambesi

In dieser wildreichen Gegend liegen die Jagdreviere von „Marabou Safaris“. Die Firma gehört unseren langjährigen Freunden Nic und Iona Coetzee. Beide sind „Eingeborene“, allerdings sind diese Simbabwe hellblond. Nachdem die politischen Turbulenzen sich etwas beruhigt haben, ist es ihnen gelungen, von der parastaatlichen „Zimbabwe National Parks and Wildlife Authority“ einen exklusiven Jagdblock in der Charara Safari Area zu pachten. Ihre „Makuti Lease Area 1“ erstreckt sich von der Hauptstraße bei Makuti bis fast zum Karibasee.

Der Wildlebensraum besteht hier aus Miombo-Waldsavanne. Das ist eine typische, parkartige Vegetationsform der zerklüfteten Hügellandschaften am Sambesi-Escarpment. Dieses Revier ist bekannt für kapitale Sable, mächtige Kudu, reichlich Impala, starke Leoparden und prächtige Mähnenlöwen, sowie für „Big Dagga Boys“, also Kaffernbüffel mit Auslagen weit über 40 Inch. Es

wird von einem „Fly Camp“ aus bejagt, das mit Schlafzelten, strohgedeckter Lapa und Campküche sowie Toiletten mit fließendem Wasser ausgestattet ist und nicht weit von Makuti entfernt liegt.

Als Hauptunterkunft für Jagd- und Angelgäste betreibt Marabou Safaris jedoch eine eigene Lodge, die aus sehr gemütlichen, strohgedeckten Bungalows mit privaten Bädern, Lapa und Campküche besteht. Sie liegt sehr idyllisch in der Hurungwe Safari Area, direkt am Ufer des Sambesistromes. Das Gelände, auf dem diese Lodge steht, gehört nicht dem Staat, sondern der nicht weit entfernten Ortsgemeinde Chirundu. Nach kurzfristigen, ziemlich nervenaufreibenden Vereinbarungen mit dem Kommunalrat, ist es Marabou Safaris erst Mitte 2010 endlich gelungen, den Pachtvertrag für das Gelände auf 15 Jahre Laufzeit zu verlängern. Dieser Zeitraum verbessert die Perspektiven für längerfristige Investitionen natürlich signifikant, und in der jagdruhigen Zeit wird am komfortablen Ausbau der Lodge nun fleißig gewerkelt.

Gejagt wird von der Lodge aus auf Konzessionsbasis, nämlich in den staatlichen Safarigebieten der Umgebung. Der Wildlebensraum in der Sambesi-Talebene besteht aus einem Mosaik von sehr lichtem bis dichtem Mopanewald und fast undurchdringlichem Jesse (Dickbusch), durchsetzt mit Lichtungen, auf denen mächtige Baobabs (Affenbrotbäume) stehen, sowie Lehmpfannen, wo sich das Wild konzentriert, weil in ihnen noch bis weit in die Trockenzeit Wasser steht. Im Uferbereich der zahlreichen Riviere, die vom Escarpment kommen, aber nur in der Regenzeit durchgängig Wasser führen, sowie am Sambesi selbst, steht dichter Galeriewald, der gute Äsung bietet.

Dieses Jagdrevier ist bekannt für große Büffelherden und kapitale „Dagga Boys“, sowie für seinen vitalen Elefantenbestand. Ältere Bullen mit Elfenbeingewichten von über 50 Pfund pro Zahn sind hier keine Seltenheit. Hierzu sei angemerkt, dass die Dichte und damit das spezifische Gewicht des Elfenbeins in diesem äsungsreichen Naturraum deutlich geringer sind als in den Trockengebieten der Kalahari und Namib. Daher sind Stoßzähne von 60-70 Pfund Gewicht, die reife Elefantenbullen im Sambesital tragen, sehr voluminös und beeindruckend: ihre Größe entspricht etwa der eines Hundertpfunders aus der Kalahari! - Fast in jeder Saison kommen einer oder sogar mehrere dieser Giganten zur Strecke.

Natürlich gibt es hier im „Valley“ auch reichlich Löwen, Leoparden, Hyänen und sogar Wildhunde. Starke Warzenkeiler, Zebras, Große Kudu, Sable, Roan, Impala, Wasserböcke und Buschböcke ziehen ihre Fahrten. Ein biogeographischer Geheimtipp sind Nyala, die hier eine natürliche Verbreitunginsel am Nordrand ihres disjunkten Areals haben. Am und auf dem Wasser des Stromes kann man waidwerken auf Riesenkrokodile mit deutlich über vier Metern Länge, sowie mächtige Hippobullen. Nicht zu vergessen die kapitalen „Tiger“ und riesigen „Vundu“ im Sambesi: berühmte Fischarten, die bei Sportanglern in aller Welt einen legendären Ruf haben, ähnlich wie die Leoparden und Elefanten aus dieser Gegend bei Großwildjägern.

Das Familienunternehmen „Marabou Safaris“

Der „Boss“ und die „Madam“ sind in ihrem Privathaus hier im TseTse-Camp anwesend, erfahren wir im „Clouds End“. Das trifft sich sehr gut, denn telefonisch haben wir die Freunde seit einigen Tagen nicht mehr erreicht, um unser Ankunftsdatum mitzuteilen. Da die Überlandtelefonleitungen aus Kupfer, die früher zur staatlichen TseTse-Station Makuti führten, schon länger gestohlen sind, keine öffentliche Elektrizität mehr verfügbar ist und die Wasserversorgung nur noch selten funktioniert, weil die Pumpen am Bohrloch nicht mehr gewartet werden, wohnen Nic und Iona Coetzee meist in ihrem Safaricamp am Sambesi. Dort gibt es reines Wasser aus dem Fluss, elektrischen Strom aus Sambia sowie Telefonkontakt zur Außenwelt über den Mobilfunkurm im Grenzstädtchen Otto-Beit-Bridge auf der sambischen Seite des Grenzflusses.

Herzlich ist die Begrüßung im Haus der Familie Coetzee; zwar pflegen wir Nachrichtenaustausch, wenn die Telekommunikation funktioniert, gesehen haben wir uns aber schon länger nicht mehr. Die beiden erwachsenen Söhne, die im Familienbetrieb als Berufsjäger mitarbeiten, sowie eine der

Töchter mit einer kleinen Enkelin sind ebenfalls anwesend. Also sind alle Zimmer belegt. Zudem sind Hof und Haus vollgestopft mit Ausrüstung und Lebensmitteln für zwei größere Jagdgruppen, die in den nächsten Tagen ankommen sollen und von zwei verschiedenen Camps aus jagen werden. Dennoch verbietet es die afrikanische Gastfreundschaft, uns im Hotel übernachten zu lassen - obgleich das „Clouds End“ eigentlich zum Hause gehört. Seit Jahrzehnten wird es von Iona Coetzee geführt, weil der Eigentümer nicht in Makuti ansässig ist.

So wird im Haus eine Schlafkammer für uns hergerichtet. Und während mein Sohn nach der langen und anstrengenden Fahrt im ungemütlichen Landrover mit seiner neuen Spielkameradin herumtobt und Löwenjagd spielt, werde ich an der Sitzung des Familienrates beteiligt, wo an diesem Abend die Organisation der anstehenden Jagden im Vordergrund steht. - Nic Coetzee hält sich dabei auffällig zurück. Nach seinem Willen soll das Familienunternehmen von der jüngeren Generation übernommen werden.

Trotzdem fällt keine wichtige Entscheidung ohne fragenden Blick in Richtung des Vaters, der dann entweder kurz nickt, oder aber den Kopf schüttelt und seinen knappen Rat gibt, welcher dann ohne Wenn und Aber befolgt wird. – In der traditionellen Burenfamilie ist das Wort des Patriarchen Gesetz; das gilt auch noch stets für Nics Ehefrau. Iona stammt zwar aus einer englischsprachigen Familie, wurde von ihren Schwiegereltern aber erst akzeptiert und als vollwertige Tochter in die Sippe aufgenommen, nachdem sie Afrikaans gelernt und als „Home Language“ der Familie Coetzee im ansonsten anglophonen Rhodesien akzeptiert hatte!

Leiter der örtlichen TseTse-Kontrollbehörde und „Boss“ von einigen hundert Leuten, die hier in der TseTse-Bekämpfung arbeiteten, ist Nic Coetzee schon seit fast zwanzig Jahren nicht mehr. Aber für alle Einheimischen hier in der Gegend ist der großgewachsene Bure noch immer der „Boss“ bzw. „Mister Tse Tse“. Als wir uns vor einem Vierteljahrhundert kennenlernten, half „Mister Tse Tse“ unserem Team mit Rat und Tat bei der Auswahl der richtigen Standorte für die Forschungscamps, denn keiner kannte und kennt das Zambezi Valley und sein Wild besser als er. - Schon damals beeindruckte mich seine fast unglaubliche Jagderfahrung auf afrikanisches Großwild.

Aufgewachsen ist Nic Coetzee auf einer Rinderfarm im Hochland von Rhodesien, wo die Jagd zur Versorgung mit Wildpret und Abwehr von Schadwild zum Alltag gehörten. Bevor er seinen zwölften Geburtstag feierte, hatte er schon seine ersten Büffel, Löwen, Leoparden und Elefanten erlegt. Zwar wäre er gerne Rinderfarmer geworden, aber nach den alttestamentlichen Regeln der Buren übernahm sein ältester Bruder die Farm vom Vater. Nic ging zur staatlichen TseTse-Kontrolle, wo seine jagdlichen Fähigkeiten bzw. Schießfertigkeiten gebraucht wurden. – Zu jener Zeit, bis weit in die 1960er Jahre hinein, bestand die TseTse-Bekämpfung in Rhodesien nämlich im Wesentlichen aus „Game Culling & Bush Clearing“: wo Klima und Boden für die Viehzucht geeignet schienen, wurden das Großwild restlos abgeschossen und sämtliche Gehölze gerodet, um der TseTse-Fliege den Lebensraum zu nehmen und neues Weideland für Rinder zu schaffen.

Danach wurden Veterinärkordons errichtet, zwischen den Viehzuchtgebieten einerseits und den Safarigeieten, in denen Großwild gehegt wurde, andererseits. Ein solcher Kordon besteht aus zwei hohen Zäunen, die in 50 Meter Abstand parallel zueinander verlaufen und das Überwecheln von Großwild auf das Farmland verhindern. Dadurch wird sowohl die Wiederausbreitung der TseTse als auch die Übertragung von gefährlichen Seuchen vom Wild auf das Vieh verhindert. Allerdings gelingt es Elefanten, Büffeln und Löwen immer wieder, den Kordon zu überwinden, und eine Hauptaufgabe von Nic Coetzee und seinen Kollegen bei der staatlichen TseTse-Control Rhodesiens war es, solche unerwünschte Migranten schnellstmöglich aufzuspüren und zu erlegen.

Als in den 1970er Jahren dann aber der heiße Buschkrieg gegen die Terroristen der schwarzen Befreiungsbewegung begann, wurde es für die Feldhüter der TseTse-Control zu riskant, ohne Militärschutz alleine im abgelegenen „Bundu“ zu arbeiten. Stattdessen wurden die erfahrensten Großwildjäger des Landes zu einer Spezialeinheit der Armee abgestellt, die in den grenznahen Stammesgebieten, Safarizonen und Nationalparks Rhodesiens einen Job zu erledigen hatten, der

schließlich noch gefährlicher war als der frühere Dienst. Um das Einsickern von Terroristen aus den afrokommunistisch beherrschten Nachbarländern Mosambik, Sambia und Angola zu erschweren, waren von den Streitkräften Rhodesiens an den Staatsgrenzen Selbstschussanlagen und Minengürtel angelegt worden. Darin verunglückten unzählige Elefanten, Nashörner, Flusspferde, Büffel und Großkatzen, die meist nicht gleich verendeten, sondern verwundet und aggressiv waren. - Dieses Problemwild musste gefunden und geschossen werden, bevor Menschen zu Schaden kamen!

Aufgrund dieser bewegten Laufbahn, hatte Nic Coetzee schon eine „Lebensstrecke“ von mehreren tausend (!) Exemplaren der afrikanischen „Big Five“, bevor er Ende der 1980er Jahre, frustriert von dem wachsenden Chaos im Staatsdienst Simbawes, seinen Dienst bei der TseTse-Control quittierte und selbständig wurde. Gemeinsam mit seiner Ehefrau Iona machte er die Jagd zum Hauptberuf. Dafür wurde ein eigenes Unternehmen gegründet: Marabou Safaris (Pty) Ltd.

Es gibt wohl keinen anderen lebenden Jäger, der seine praktische Jagderfahrung auf die „Big Five“ Afrikas durch eine nur annähernd so große Jagdstrecke erworben hat wie Nic Coetzee - und zwar weitgehend belegbar durch die amtlichen Streckenbücher Rhodesiens, in der alle Abschüsse der staatlichen Wildhüter und TseTse-Kontrollbeamten eingetragen wurden. - Hinzu kommen nun zwanzig Jahre Erfahrung im Umgang mit nicht selten schwierigen Jagdgästen aus aller Welt, die den einst wortkargen Eigenbrötler zu einem ausgezeichneten Jagdführer und geselligen Erzähler von „Bundu-Stories“ gemacht haben: die Referenzen der Jagdgäste sind ebenso beeindruckend wie die im langjährigen Safaribetrieb erworbenen Sprachenkenntnisse - wozu auch Deutsch gehört.

Iona Coetzee war die passende Partnerin für dieses Safariunternehmen, denn sie hat einen ähnlich beeindruckenden persönlichen Hintergrund. Ihr Vater bestritt den Lebensunterhalt der Familie als Händler und Großwildjäger. Aus Südafrika transportierte er Salz und andere Bedarfsgüter in das mittlere Sambesital, denn diese Gegend ist ein natürliches Salz- und Jodmangelgebiet - was sich seit einigen Jahren in einer wieder anwachsenden Zahl von Schilddrüsenerkrankungen (Kropf) bei der Lokalbevölkerung zeigt. Salz und weitere Handelsgüter wurden bei den Häuptlingen der Region eingetauscht gegen exklusive Jagdrechte auf Großwild. Nach einer erfolgreichen Jagdsaison wurden Elfenbein, Felle, Häute und Trockenfleisch dann wieder nach Süden transportiert.

Iona war das erste „weiße Baby“, das im mittleren Sambesital geboren wurde, und zwar genau in der Gegend, wo später der Karibasee aufgestaut worden ist. Trotz des europäischen Habitus ist sie eine echte Eingeborene: zur größten Besorgnis ihrer jungen Mutter, die im Safaricamp des gerade Elefanten jagenden Vaters noch im Wochenbett lag, entführten die schwarzen Geburtshelferinnen das blonde, blauäugige und hellhäutige „Wunderkind“ sogleich für einige Tage - allerdings nicht böswillig, sondern um es bei den Medizinmännern, Häuptlingen und sonstigen wichtigen Leuten der Gegend als neues Stammesmitglied vorzustellen. – So kommt es, dass alle Familienmitglieder der Coetzees, neben Englisch und Afrikaans, auch fließend die Nationalsprache Shona sprechen und zudem als Stammesangehörige der Tonga gelten. Das entkrampft den geschäftlichen Umgang mit Behörden und den Alltag mit den „indigenen“ Mitarbeitern des Safariunternehmens.

Kindheit und Jugend verbrachte Iona im „Bundu“. Sie half fast täglich im Jagdbetrieb des Vaters, vor allem beim professionellen Häuten, Zerwirken und Konservieren der Beute. Und weil kein schwarzer „Skinner“ dieses spezielle Handwerk besser beherrscht, führt Iona Coetzee noch heute die besonders kritischen Messerschnitte selbst und beaufsichtigt persönlich die sachgerechte Behandlung der wertvollen Jagdtrophäen aller Klienten von Marabou Safaris: Skinnen im Veld, Abkochen, Einsalzen und Trocknen im Camp, „Dippen“ und Verpacken gemäß Veterinärvorschrift - bis zum eigenhändigen Versand ins Ausland wird nichts dem Zufall oder Subunternehmen überlassen. - Und aufgrund der langjährigen Erfahrung als Managerin des „Clouds End“ Hotels in Makuti, sind Unterkunft und Verpflegung der Jagdgäste, sowie die komplizierte Logistik für den zuverlässigen Nachschub von Lebensmitteln, Treibstoffen und Ersatzteilen in die peripher gelegenen Safaricamps, ebenfalls ihre gewachsenen Domänen im Familienbetrieb.

Die Töchter sind beide verheiratet, die ältere lebt schon länger in Südafrika, die jüngere, Anneline, blieb in Simbabwe. - Wenn mehrere Safaris gleichzeitig laufen, hilft die Jüngste ihrer Mutter bei der Versorgung der Jagdgäste. - Das gut eingespielte Camp- und Küchenpersonal stammt aus der regionalen Shona-Bevölkerung; viele dieser Leute arbeiten schon seit Jahrzehnten im Clouds End bzw. für Marabou Safaris. Gleiches gilt für die „Tracker“ und „Skinner“ im Jagdbetrieb; das alte Team wurde in jüngster Zeit allerdings verstärkt durch hervorragende Leute aus Mosambik.

Sie kamen als langjährige Jagdhelfer der beiden Söhne mit nach Simbabwe. Diese sollen nach längeren Auslandsaufenthalten nun die Aufgaben ihres Vaters im Familienbetrieb übernehmen: Jagdführung, Wildereikontrolle, Wildhege, Aufbau und Wartung von Camps und Infrastrukturen. Der ältere Sohn, Jason, ist Ende dreißig. Als ich ihn kennenlernte, war er gerade dreizehn Jahre alt - und präsentierte mir an der Wand seiner Jungenbude die kapitale Trophäe seines ersten selbst erlegten Büffelbullen. Nachdem er vom Vater das Berufsjägerhandwerk von der Pike auf gelernt und die schwierigen staatlichen Prüfungen in Simbabwe bestanden hatte, verbrachte er viele Jahre in Südafrika und Tansania sowie in den abgelegenen Gegenden von Mosambik, um weitere Berufserfahrungen zu sammeln. Erst vor fünf Jahren kehrte Jason aus Mosambik zurück, um in den Betrieb seiner Eltern einzutreten.

Der Vater ist nämlich schon Anfang sechzig und leidet unter der üblichen Berufskrankheit der Großwildjäger, die ein ganzes Leben mit der Donnerbüchse verbracht haben: Schwerhörigkeit. Für die Entscheidung, sich aus der Führung von Jagdgästen allmählich zurückzuziehen, gab es einen konkreten Anlass, der sich vor sieben Jahren zugetragen hat: Bei einer Fußpirsch mit einem Jagdgast im Jesse-Dickbusch nahm plötzlich ein Büffel aus dem Hinterhalt an und hatte Nic auf den Hörnern, bevor dieser wusste, wie ihm geschah. Schwer verwundet auf dem Boden, von den Hornspitzen die Oberschenkel aufgeschlitzt bis auf die Knochen, wurde Nic von dem wütenden Bullen unablässig attackiert. Mit letzter Kraft klammerte er sich an das Haupt des rasenden Untiers und hing genau zwischen den tödlichen Gehörnsitzen. - Glücklicherweise behielt der Jagdgast die Nerven und erlegte den tobenden Büffel auf kurze Distanz mit einem Schuss durchs Herz!

Mit Hemden und Gewehriemen wurden die klaffenden Wunden notdürftig verbunden. Danach dauerte es aber noch Stunden, bis ein Geländewagen zum unwegsamen Ort des Geschehens herangeschafft werden konnte und das fast schon verblutete Opfer endlich im Krankenhaus war. Dass der alte Büffeljäger nicht schon im Busch verendete, seine beiden Beine behielt und den schlimmen Wundbrand überlebte, grenzt an ein Wunder. - Der gottesfürchtige Bure verstand dies als deutlichen Wink seines Herrn, die aktive Pirsch bald zu beenden und den Jagdbetrieb in die Hände der jungen Generation zu übergeben.

Eine rationale Erklärung, weshalb dieser erfahrene Büffeljäger derart überrumpelt werden konnte, gibt es dennoch: Beim Zerwirken stellte sich später heraus, dass der aggressive Büffel mehrere stark vereiterte Schusswunden hatte, die offenbar rasende Schmerzen verursachten. Die Geschossreste, welche gefunden wurden, passten zum Kaliber der ortsüblichen Wildererwaffe AK47. Aufgrund seiner Schwerhörigkeit hatte Nic den überraschend aus dem Hinterhalt annehmenden Büffel erst bemerkt, als er bereits durch die Luft geschleudert wurde. Er meint, das feine Gehör, über das er in seiner Jugend verfügte, hätte ihm gewiss den Sekundenbruchteil Vorwarnzeit für den rettenden Schuss auf kurze Distanz gegeben ...

Der jüngste Sohn, Danie, ist zwar erst Anfang zwanzig, hat aber ebenfalls schon beeindruckende Erfahrung mit der Jagd auf afrikanisches Großwild. Im zarten Alter von zwölf Jahren hat er unter Anleitung des Vaters bereits seine ersten Elefanten geschossen, die in Getreidefeldern zu Schaden gingen. Nach der Grundausbildung als Berufsjäger im elterlichen Safaribetrieb folgte er der Fährte des älteren Bruders und verbrachte einige Jahre als Jagdführer und Campmanager in Mosambik. Kürzlich hat Danie Coetzee seine Prüfungen in Simbabwe bestanden und ist nun auch hier als Berufsjäger staatlich anerkannt.

Außer dem gut eingeführten Safariunternehmen, haben Nic und Iona ihren beiden Söhnen gewisse Familiengeheimnisse anvertraut, die besonders wertvoll sind, weil sie seit Jahren den fast 100%igen Jagderfolg der Safarigäste garantieren. Ionas Vater, Salzhändler und professioneller Elfenbeinjäger, kannte die Wildeinstände in seinen Jagdrevieren am Sambesi wie kein anderer: die verborgenen Quellen und Wasserlöcher, wo das Wild am Ende der Trockenzeit und in längeren Dürrezeiten steckt, die seltenen natürlichen Salzlecken in den Bergen des Zambezi Escarpments, die das Wild aus weiter Entfernung fast magisch anziehen, die besten Einstände mit guter Äsung, wo man stets die stärksten „Tusker“ und „Dagga Boys“ findet, und nicht zuletzt die Zwangswechsel und uralten Fernwechsel des Großwildes im zerklüfteten Escarpment. Diese geheimen Plätze zeigte er nur seiner Tochter, erst viel später, bei den letzten gemeinsamen Jagden im „Zambezi Valley“, dann auch seinem Schwiegersohn. - Natürlich hat Nic Coetzee im Laufe der Jahrzehnte noch weitere Plätze ausgemacht, die jagdlich besonders gut sind.

Seit Großvaters Zeiten wird dieses Wissen gehütet. Selbst die freien Berufsjäger, die schon seit vielen Jahren bei Marabou Safaris mitarbeiten, ebenfalls in der Gegend aufgewachsen und sehr erfahrene Jäger sind, kennen kaum einen jener Geheimplätze. - Wenn einem Jagdgast die Zeit zu knapp wird und die kapitale Trophäe noch nicht erbeutet ist, übernimmt eben ein Coetzee die Jagdführung persönlich, was dann meist schnell zum ersehnten Erfolg führt. - Auch bei meiner Jagd auf den „Old Dagga Boy“ sollten diese besonderen Ortskenntnisse von Bedeutung sein ...

Jagdabenteuer am Sambesi

Es ist Anfang August am Sambesi, Hochsaison für die Berufsjäger von Marabou Safaris. Von dem Camp am oberen Escarpment aus jagt eine Gruppe spanischer Jäger. Auf deren Wunschliste stehen Sableantilopen, ein Büffel mit mindestens 45 Zoll Auslage sowie ein Leopardenkuder. Sie werden von Jason geführt, sowie von Dave, einem ebenso erfahrenen Berufsjäger und Freund der Familie Coetzee. Anstrengend für die Jagdführer und das Küchenpersonal sind diese Industriekapitäne aus Iberien, weil sie bis spät in die Nacht trinken, morgens nicht aus den Zelten kommen und vor der üblichen Siesta während der Jagd ein üppiges Lunch mit Wein benötigen.

Diese Berufsjäger in Simbabwe sind nicht zu beneiden. In Namibia habe ich ja selbst Jagdgäste auf Großwild geführt. Jene Waidmänner waren jedoch fast alle aus dem deutschsprachigen Raum und weniger kompliziert als die Klientel, die sich derzeit in Simbabwe einfindet und überwiegend aus dem mediterranen Raum, Osteuropa und Amerika stammt.

In der Lodge am Sambesi weilt eine US-Jagdgesellschaft: „Big Dad“ sucht einen Elefanten, der mindestens 60 Pfund Elfenbein pro Zahn trägt. Die resolute „Mum“ möchte ein Krokodil von mehr als viereinhalb Meter Länge erbeuten. Der dreizehnjährige Sohn soll auf Big Dad's Befehl einen Mähnenlöwen schießen: als atavistisches Mannbarkeitsritual. Dem Junior, der lieber mit seinem „Game Boy“ spielt, als „Big Game“ zu jagen, ist bei der ersten Begegnung mit echten Löwen im Dickbusch die schwere Weatherby fast aus den zitternden Händen gerutscht. Deshalb werden Big Dad und sein Sprößling nun vom alten Nic Coetzee persönlich betreut, der sich mit der Psyche von Teenagern in derartigen Situationen auskennt. Die weniger komplizierte „Mum“ wird von Danie geführt, der vom Angeln her einen Platz kennt, wo ein riesiges „16 feet Croc“ sich regelmäßig auf der Sandbank sonnt. „Big Dads“ Buddy und Businesspartner braucht vorerst keinen Jagdführer. Er will in Ruhe auf Tigerfish angeln und vielleicht einen Büffel schießen, aber erst wenn die anderen erfolgreich waren.

Iona und ihre Teams sind Tag und Nacht beschäftigt mit Catering und der Trophäenversorgung für beide Jagdgruppen. Da wir selbst voll ausgerüstet sind und genug Proviant haben, frage ich Nic und Iona nach einem stillen Platz etwas abseits der Lodge, wo ich unser eigenes Camp aufbauen kann. Das kommt für unsere Freunde und Gastgeber jedoch überhaupt nicht in Frage. Widerrede ist

zwecklos. Wir bekommen einen Bungalow sowie eigenes Personal zugeteilt, damit wir uns um niedere Dinge wie Kochen und Wäsche nicht zu kümmern brauchen.

Bis zur Ankunft meiner Frau will ich mit meinem Sohn nur Wild beobachten und angeln, denn mit sechs Jahren kann er noch nicht mit auf die anstrengende Büffeljagd. Jagd vom Geländewagen aus kommt für mich nicht in Frage. Eine Abschusslizenz habe ich ohnehin noch nicht. Auf Anfrage bei der „Zimbabwe National Parks und Wildlife Authority“ wurde ich informiert, in der Hurungwe Safari Area sei eine kombinierte Lizenz für einen Büffelbullen, einen Großen Kudu sowie Impalas frei geworden. Der Interessent, der dieses „Hunting Package“ ersteigert hatte, sei aus unbekanntem Gründen nicht zur Jagd erschienen. Für den Wiederverkauf der Lizenz dient der Jagdbehörde aber der Auktionspreis als Referenz. Weil Nachfrage und Preise bei der Versteigerung in diesem Frühjahr sehr hoch waren, ist das ziemlich viel Geld für einen „Dagga Boy“.

An dem Kudubullen in dem „Jagdpaket“ habe ich wenig Interesse. Kudus habe ich schon so zahlreich erlegt, dass ich mich kaum noch an alle erinnern kann. Meinen ersten Großen Kudu habe ich zwar vor langer Zeit am Sambesi erbeutet, die meisten kamen aber nach schwieriger Fußpirsch in den zerklüfteten Canyons und Felsengebirgen Namibias zur Strecke. Für mich persönlich ist die Jagd auf den Kudu in den Wüstengebirgen am südwestafrikanischen Namibrand die Krone der Jagd auf dieses prächtige Hochwild, wenn nicht die Krone des Waidwerks schlechthin.

Weil ich in der Gegend noch andere Dinge zu tun gedenke und mir ausreichend Zeit zur Verfügung steht, rät Nic mir, mit dem Erwerb einer Büffellizenz noch abzuwarten. Gegen Ende der Jagdsaison ist die Behörde nicht selten gezwungen, ihre Preisvorstellungen deutlich herunterzuschrauben, um überhaupt noch Abnehmer für die ungenutzten Abschusslizenzen zu finden - und zum zweiten Mal zu kassieren. Nic kennt die Safarigebiete am Sambesi und die Einstände des Wildes besser als jeder andere. Deshalb bin ich zuversichtlich, auch später noch faire Erfolgchancen zu haben.

In Afrika kommt jedoch immer alles ganz anders als geplant. Schon am zweiten Tag nach unserer Ankunft reisen die Amerikaner vorzeitig ab. Nachdem „Big Dad“ seinen „Big Tusker“ und „Big Mum“ ihr „Big Croc“ schneller als gedacht in die ewigen Trophäenhallen befördert haben, hat der schüchterne „Game Boy“ sich doch tatsächlich geweigert, nur einen Tag länger an diesem garstigen „Platz für wilde Tiere“ zu weilen - und dem „Big Dad“ mit ungewohnt kategorischen Widerworten anscheinend seine Männlichkeit hinreichend bewiesen. Der „Fisherman Friend“ war hochzufrieden mit seinen geangelten „Tigern“ und verabschiedete sich ebenfalls. Ihre Plätze an der Schöpfstelle der Lodge werden noch am selben Nachmittag besetzt von einer erschöpften und sehr durstigen Gruppe Südafrikaner, die dringend eine Biertankstelle brauchen.

Die drei Freunde haben zwei Wochen lang den benachbarten Jagdblock Nyakasanga bejagt und ihre Lizenz fast ausgeschöpft: mehrere Impalas für Biltong, einen zahnlosen Elefantenbullen, wegen der Haut, sowie einen Büffelbullen haben sie geschossen. Den Büffel haben sie mit größter Mühe und Not erbeutet, obwohl sie keine Jungfüchse sind und seit vielen Jahren hierher zum Jagen kommen. Extrem aufmerksam seien diese Biester geworden, erfahre ich. Stehen im dicksten Jesse, verhoffen kaum und sind schneller weg als man „Kack“ sagen kann, fluchen die Nimrode. Das liege wohl an der Wilderei im Nyakasanga Block, der an die Hauptstraße angrenzt. Den zweiten Büffel auf ihrer Jagdlizenz haben sie nicht gekriegt, obwohl sie die Veldschuhe rund gelaufen hätten. Die Lizenz sei noch zwei Tage gültig, aber ihre Biervorräte seien ebenso erschöpft wie die Jäger. - Jagd vorbei!

Weil ich Afrikaans verstehe und die Sprache der Buren auch leidlich spreche, werde ich abends schnell in die feuchtfröhliche Runde um das lodernde Lagerfeuer aufgenommen, während auf dem Braai frische Büffelsteaks brutzeln. Das Spektrum der „Stories“ über Bundu und Bantus wird noch bunter, als herauskommt, dass „Südwest“ meine zweite Heimat ist. Einer der Südafrikaner hat als junger Soldat in jener „verlorenen Provinz der Republik“ gegen die SWAPO gekämpft. Im Laufe des Abends wird dann noch klar, dass wir in Südafrika gemeinsame Freunde haben. - So wechselt die noch offene Büffeljagdlizenz kostenlos ihren Inhaber. Restgültigkeit zwei Tage!

Doch nun habe ich ein Familienproblem. Meinem kleinen Sohn habe ich nämlich versprochen, bis zur Ankunft der Mama mit ihm zu angeln. Iona und Nic helfen mir aus dieser misslichen Lage. Nach Abreise der Amerikaner planen sie eine Fahrt in ihr Haus nach Makuti sowie zu dem Camp am Escarpment, wo Jason und Dave mit den Spaniern jagen. In Makuti kümmert sich Anneline um die Campversorgung und ihre kleine Tochter Lizelle ist dabei. Dort könne Fritz den Tag verbringen. So wecke ich meinen Sohn früh am nächsten Morgen und erkläre ihm die Situation. Die Aussicht, wieder Löwenjagd zu spielen und im Haus TV schauen zu dürfen, macht die Entscheidung leicht. Er wünscht mir Waidmannsheil für die Büffeljagd - aber sehr alt soll der Bulle sein!

Die drei von der Tankstelle sind schon früher aufgebrochen, denn sie wollen heute durchfahren bis nach Südafrika. Bei der Wildhüterstation in Marongora werden sie den Senior Ranger der Region bezüglich der offenen Jagdlizenz informieren. Mit Danie Coetzee, seinem treuen Fährtensucher aus Mosambik, namens Richard, sowie dem Jagdlehrling NiceOne, fahre ich zur lokalen Station der Wildhüter im Örtchen Chirundu, um den obligatorischen Jagdaufseher abzuholen. Dann geht es zügig in Richtung Nyakasanga. Der Fluss, nach dem jener Jagdblock benannt ist, kreuzt die Hauptstraße auf halbem Weg zwischen Chirundu und Escarpment. Jetzt, in der Trockenzeit, führt er kein Wasser. Nicht weit vom sandigen Flussbett entfernt, parken wir abseits der Straße.

Danie kennt dieses Revier bestens und ist unser Jagdführer. Dennoch sind unsere Chancen sehr klein, in der kurzen Zeit, die uns nur zur Verfügung steht, auf einen reifen Büffelbullen zu Schuss zu kommen. Deshalb wird vereinbart, dass derjenige zuerst abdrückt, der die erste Gelegenheit zum Schuss hat. Den Gewehrriemen nehmen wir ab, denn im dichten Jesse ist der nur hinderlich. Dann mache ich noch zwei Kontrollschüsse, mit und ohne Zielfernrohr. Die Waffe schießt richtig. Danie und ich sind der gleichen Meinung bezüglich des richtigen Gewehrs für diese Art von Jagd. Wir führen leichte, aber robuste Repetierbüchsen mit System 98 im Kaliber .375 H&H.

Wir laden Vollmantelgeschosse. Folgt man ihnen auf der Fährte in dichter Vegetation, bemerken die Büffel einen fast immer zuerst. Wenn die kurzichtigen Wildrinder dann mit hohem Haupt sichern, kann man nur auf den Stich schießen. - „Buffalo Nic“ schießt dann mit tödlicher Sicherheit über Kimme und Korn freihändig auf den Windfang, aber ich denke, das sollte man nur wagen, wenn man wie er schon ein paar tausend Büffel erlegt hat. - Obwohl ich das bei der Pirsch in der Gruppe sonst nicht mache und es als Jagdführer meinen eigenen Gästen strikt verbiete, befolge ich doch Danie's Rat und schiebe eine Patrone in die Kammer. Sollten wir einen passenden Büffel finden, müssen wir blitzschnell schießen - denn wenn ein gewitzter „Old Dagga Boy“ Jäger bemerkt, „ist er schneller weg, als man Kack sagen kann.“

Teilmantelgeschosse sind griffbereit, falls wir Löwen antreffen. In dieser Gegend kennen diese Raubkatzen keine Furcht und sind als Menschenfresser berüchtigt. Ursache sind die Schwerlaster, die auf der „Great Northern Road“ verunglücken. Alljährlich sind es dutzende, allein auf der Serpentinestrecke durchs Escarpment. Alle afrikanischen Lkw-Fahrer verdienen sich zusätzliches Geld mit Personentransport. Oft sitzen mehrere Passagiere in der Kabine und noch mehr lagern auf der Fracht. Wenn der überladene Truck von der Straße abkommt und sich überschlägt, gibt es Tote und Schwerverletzte. Ambulanz oder Bergungsdienste existieren hier nicht. Löwen, Hyänen, Geier und Schakale sind ohnehin viel schneller am Unfallort. Wer es nicht selbständig schafft, auf den nächstbesten Lastwagen zu klettern, endet in der Nahrungskette der Carnivoren. Derart an hilflose Menschen als leichte Beute gewöhnt, sind manche Löwenrudel noch dreister geworden. In letzter Zeit mehren sich Nachrichten über arglose Lkw-Fahrer, die beim Campieren am Straßenrand von Löwen aufgefressen wurden, sowie über unglückliche Angler, Jäger und Camper, die aus ihrem Feldlager geschleppt und gefressen worden sind.

Wir marschieren los in Richtung Rukomechi River, der im Osten die Grenze des Jagdblockes bildet. Halben Wind haben wir. Er weht schwach, aber stetig vom Zambezi Escarpment herunter. Am fernen Horizont, südlich von uns, ist die Gebirgskette zu sehen. Die Sonne steht schon ziemlich hoch im Nordosten. Nach der Äsung am Morgen ziehen die Büffel jetzt an das schlammige Wasser,

das in der Trockenzeit nur noch an wenigen Pfannen zu finden ist, die weit zerstreut im Nyakasanga Block liegen. Die schwarzen Wildrinder schöpfen und suhlen sich dann im rotbraunen Modder der Lehmpfannen. Die Schlammkruste schützt vor der brennenden Sonne und den lästigen TseTse-Fliegen. - „Dagga“ heißt Schlamm!

Nach dem Suhlen ziehen die „Dagga Boys“ meist nicht mehr sehr weit. Im Dickbusch suchen sie Schatten, zum Ruhen und Wiederkauen. Erst am Spätnachmittag, wenn es kühler wird, ziehen sie wieder zur Äsung. Wir hoffen, an einer Suhle frische Fährten zu finden, um den Büffeln zu folgen. Geeignete Einstände gibt es hier allerdings überall. Wir müssen sehr aufmerksam sein. Jederzeit können wir auf Büffel oder anderes Wild stoßen. Unsere Sicht ist gering. Abwechselnd scannen die Augen das Fährtenbild am Boden und das Umfeld. Oft halten wir an, um zu horchen.

Danie gibt die Richtung vor und wechselt sich mit Richard an der Spitze ab. Ich bin den beiden dicht auf den Fersen. Hinter mir folgt NiceOne. Der trägt die Wasserflaschen und den Rucksack mit Biltong. Das ist unsere Marschverpflegung. Der Wildhüter deckt uns den Rücken mit seiner AK47. Zahlreiche Elefantenwechsel ermöglichen schnelle Pirsch durch die dichte Vegetation. Der Jesse wäre sonst undurchdringlich. Es gibt allerdings offenere Flächen mit lichtem Mopanewald, die etwas weitere Sicht bieten. Dort stehen oft größere Rudel Impalaantilopen, die wir möglichst umschlagen, damit sie nicht hochflüchtig abgehen, schrecken und anderes Wild warnen. - Plötzlich raschelt es neben mir im dichten Gestrüpp. Instinktiv reiße ich die Büchse hoch. Ein starker Warzenkeiler rennt mich fast über den Haufen. Danie hat das Schwein gar nicht gesehen, dafür aber den Leopard, der hinter der Sau her war, bei unserem Anblick aber blitzschnell abgedreht hat.

Häufig kommen Elefanten in Anblick, meist kleinere Gruppen auf kurze Distanz. Trotz des dünnen Mopanelaubes, das den Boden bedeckt, ziehen die grauen Riesen fast lautlos durch die dichte Vegetation. Den Elefantenkühen, die junge Kälber führen, ist nicht zu trauen. Wenn sie unsere Witterung kriegen, werden sie sehr unruhig, heben die Rüssel, trompeten und drohen mit wehenden Segeln. Es folgt ein Scheinangriff. Aus ihrem Wind müssen wir uns dann schleunigst begeben und abwarten, bis sie weitergezogen sind.

Die Leitkühe haben hier schlechte Erfahrungen mit Wilderern gemacht. Wenn möglich, umgehen wir die Dickhäuter. Die kleinen Trupps und Einzelgänger sind jedoch schwer auszumachen. Erst die starke Elefantenwitterung verrät sie. Zweimal an diesem Vormittag treffen wir alte Bullen mit prächtigen Stoßzähnen.

Auf einer Lichtung im Mopanewald, unter einem riesigen Baobab, steht plötzlich ein mächtiger Elefant vor uns. Auf knappe Schrotschussdistanz haben wir ihn erst bemerkt. Er scheint zu dösen. Seine Segel bewegen sich wie in Zeitlupe. Um die Mittagszeit weht kaum noch ein Lüftchen. Die starke Elefantenwitterung in unseren Nasen und etwas Staub aus Richards Hand zeigen jedoch: der Wind ist günstig! Gut, dass ich meine leichten Pirschstiefel mit den weichen Kreppsohlen trage. Vorsichtig besteige ich einen Termitenhügel, um das Elfenbein näher zu betrachten. - Allmächtiger, ein Hundertpfünder!

Danie steht nun neben mir. „Das ist der Wanderer!“, flüstert er. „Siehst Du das tiefe Loch in seiner Stirn? Etwas links, hoch über dem Licht! - Eine alte, vernarbte Schusswunde. Der Narbenrand ist nicht rund, sondern fast dreieckig. Außerdem hat er diese drei Löcher im linken Segel. Mein Vater kannte den Wanderer schon vor meiner Geburt. Damals war der Bulle schon 30 Jahre alt und ein Big Tusker. Nic schätzt ihn jetzt auf 85 Pfund pro Zahn. Du weißt doch, das Elfenbein hier bei uns am Sambesi ist relativ leicht. Die Stoßzähne des alten Wanderers sind daher länger und dicker als die eines Hundertpfünderers in der Kalahari!“

„Wieso lebt der noch?“, frage ich. „Ich meine, wieso hat den noch niemand geschossen, wenn er so gut bekannt ist? Wenn nicht ihr selbst oder einer von euren Klienten, dann die Wilderer!“ - „Den Wanderer wird kein Mensch töten“, antwortet Danie mit ernster Miene. „Er fühlt die Gefahr oder hat einen besonderen Sinn für Verfolger. Ich weiß es nicht genau. Niemand von uns hat diesen

Bullen je gesehen, wenn wir auf Elefantenjagd waren. Ihn umgibt eine schützende Aura. Fühlst du das nicht?“ - „Was wäre denn mit der Aura, wenn ich jetzt schießen würde?“ stichele ich. - „Daran darfst Du nicht einmal denken!“ entgegnet mir Danie erschrocken. „Der Wanderer ist tabu! Ihn zu schießen brächte großes Unheil! Außerdem hast Du keine Elefantenlizenz! Mann, mein Vater würde uns erschlagen!“ - Als wir wieder in die Richtung des Elefanten blicken, ist die Lichtung unter dem Baobab leer. Lautlos wie ein Geist, hat der Wanderer sich entfernt!

„Ja, Danie“, bemerke ich nun. „Eine phantastische Aura hat dieser uralte Bulle tatsächlich. Dennoch merkt man, dass du als Kind zu lange vor der Hütte des Zauberdoktors gespielt hast!“ - „Genau, und weil ich unter ihnen aufgewachsen bin, kenne ich die Mentalität der Schwarzen ziemlich gut“, versucht Danie mich aufzuklären. „Du kennst doch den lebendigen Ahnenglauben und ihren hohen Respekt vor dem Alter. Sie glauben, die Alten hätten schon vor ihrem Hinscheiden engen Bezug zu den Ahnen und damit Macht über die Lebenden. Diese Ehrfurcht genießen nicht nur Graubärte wie du, sondern auch uralte Bäume und manche Wildtiere, die ein sehr hohes Alter erreicht haben.“

„Für Einheimische ist der alte Wanderer unantastbar“, ergänzt Danie, noch immer erregt, „weil sie glauben, durch seine Nähe zu den Ahnen habe er die unheimliche Macht, sich an seinen Jägern zu rächen. - Sollten wir es wagen, diesen Elefanten zu töten, würden wir später für alles Unheil verantwortlich gemacht, das in dieser Gegend passiert!“ - „Meine Bemerkung, ihn zu schießen, war doch wirklich nur ein kleiner Scherz“, beruhige ich Danie. „Diese prächtigen Stoßzähne sollte niemand anderes tragen als der alte Wanderer!“ Und lächelnd füge ich hinzu: „Zumindest wäre es ein großes Unheil für uns beide, deinen alten Herrn zu verärgern!“

Ein Flug Grey Louries landet in der Krone des Baobabs. Auf Deutsch heißt die Art Graulärmvogel. Bei der Jagd im afrikanischen Buschveld ist dieser Vogel so wenig hilfreich wie der Eichelhäher bei der Pirsch auf Rehböcke im deutschen Wald. „Kwee, Kwee! Go away! Go away!“ kreischen die graubefiederten Schreihälse und vertreiben den Elefantenzauber. - Wir sind wieder auf Büffeljagd!

Die Sonne steht nun im Zenit und es wird heiß. In dieser Jahreszeit trägt der Mopanewald fast kein Laub und bietet kaum Schutz vor der brennenden Sonne. Windstill ist es geworden und die Mopanebienchen werden lästig. Diese stachellosen Winzlinge aus der Ordnung der Hautflügler repräsentieren die Vorfahren der heutigen Honigbienen, Wespen und Hummeln. Es gab sie schon zu Zeiten der Saurier, wie wir aus Einschlüssen in versteinertem Bernstein wissen. Die Bienchen suchen nun Wasser und werden von der Feuchtigkeit auf unserer Haut, in der Nase, den Ohren und Augen angelockt. In dichten Wolken umschwärmen sie uns und kriechen in alle Ritzen. Macht man den Fehler, nach ihnen zu schlagen, potenziert sich ihre Zahl augenblicklich. Es gibt kein Mittel sie loszuwerden. Sie gehören einfach zur Pirsch im Mopane. Manche Leute sollen verrückt geworden sein, von diesem Summen, Schwirren, Kribbeln und Krabbeln.

Doch ich kenne schon lange den Trick, wie die „Mopane Bees“ erträglicher werden. Man muss sich selbst in eine Art Hypnose versetzen. Sie besitzen keinen Giftstachel oder Stechrüssel! Lästig, aber völlig harmlos! Einfach vergessen! Ignorieren! Auf den Weg achten! Interessante Baumart ist das! Schöner Vogel! Nur kurz den Hut lüften, um einen Schwarm zu entlassen, der gar zu arg in den Haaren gekribbelt hat! Jetzt ist es wieder sehr viel besser! In ein paar Stunden wird es dunkel, dann verschwinden die Plagegeister! Einfach IGNORIEREN!

Plötzlich liegt Büffelwitterung in der Luft. Endlich! Die müssen ganz nahe sein. Vor uns, auf halber Höhe in einem immergrünen Feigenbaum, entdecke ich einen großen, rundlichen Klotz aus dürrerem Gras, Binsen und Schlamm: das riesige Nest des Hammerkopfs. Diese kleine Storchenart brütet stets in der Nähe des Wassers. Hier ist also endlich die Lehmpfanne, auf die wir den ganzen Vormittag zumarschieren sind. Richard sackt in sich zusammen und gibt Handzeichen, uns ebenfalls zu ducken. Nicht weit vor uns im dichten Gestrüpp sind dunkle Schatten, mehr zu erahnen als zu erkennen. - „Nyati!“ flüstert Richard mir zu.

Ich prüfe den Wind mit etwas Staub aus der Hand. Kein Lüftchen! In tiefster Gangart krieche ich, zusammen mit Danie, unter dem Dornengestrüpp hindurch in die Richtung der Büffel. Zum Glück liegt hier fast kein trockenes Laub am Boden. Da kommt Bewegung in die dunklen Gestalten. Haben die Büffel uns bemerkt? Langsam ziehen sie genau auf uns zu. Ihre Umrisse im Gestrüpp werden deutlicher. Der nächststehende scheint spitz in unsere Richtung zu stehen, um zu sichern. Keine zehn Meter vor mir erscheinen, dicht über dem Boden, schwarze Schalen und Läufe. Jetzt unruhiges Schnauben, unmittelbar vor mir. Vernehmlich saugt der Büffel Luft in den Windfang, um Witterung aufzunehmen. In Zeitlupe schiebe ich die Büchse schussbereit vor mich, kann aber nicht ansprechen, was genau ich da vor mir habe.

Danie schubst mich fast unmerklich in die Flanke, um meinen Blick in eine andere Richtung zu lenken. In einer Vegetationslücke, schräg vor uns, zieht ein Büffelkalb langsam von uns weg. Es folgt eine junge Büffelkuh, ebenfalls ganz vertraut. Dann folgen noch zwei Stück Wild, ziemlich flott, diesmal alte Weiber. Danie und ich knien nun nebeneinander. Beide haben wir das Gewehr an der Schulter und erwarten den nächsten Büffel, der über die schmale Schneise tritt. - Noch eine Kuh und dann noch ein Kalb.

Plötzlich kommt rasche Bewegung in den schwarzen Verein. Dumpf poltern die schweren Schalen über den harten Boden. Lautes Rauschen im Gebüsch. Die Geräusche entfernen sich. Wir springen auf und folgen im Laufschrift, klettern auf einen Termitenbau, um sie nochmal in Anblick zu bekommen. Doch die Büffel sind weg! - Totenstille um uns herum. Richard, NiceOne und der Ranger kommen nun nach. Richard studiert das Fährtenbild. „Das war ein Mutterrudel. Nur Kühe und Kälber. Kein Dagga Boy dabei. Ganz sicher nicht!“

Wir erreichen die Lehmpfanne. Sie ist fast ausgetrocknet. Kein Wasser mehr zum Schöpfen. Nur noch verkrusteter Schlamm. Nach Fährten von alten Bullen suchen wir sorgfältig, aber vergeblich. „Autsch!“ TseTse-Fliegen gibt es hier massenhaft! Bald sind wir von den Biestern bedeckt. Sie stechen durch Hemden und Hosen. Bloß schnell weg von hier, hinaus aus dem Schatten unter den dichten Sträuchern um die Pfanne, und fort von der Büffelwitterung! Ein paar hundert Meter weiter erreichen wir eine größere Lichtung unter drei Affenbrotbäumen. Hier, im hellen Licht, sind die TseTse deutlich weniger aktiv. Zudem wirken die dunklen Gesichter und Kleider unserer Jagdhelfer für Danie und mich wie „TseTse-Blitzableiter“.

Aus der Forschung zur Bekämpfung der TseTse-Fliegen ist ja bekannt, was diese Insektengattung auf der Suche nach einer Blutmahlzeit attraktiv findet, aber auch, was sie mit ihren Facettenaugen glatt übersieht. Im Grunde fliegen TseTse genau auf die typischen Merkmale von Kaffernbüffeln in der Savanne, welche wir soeben wahrgenommen haben: dunkle Leiber im Schatten, die sich leicht bewegen und stark nach Wild riechen. Bei den Duftstoffen handelt es sich vor allem um Oktanol, das sich im Hautschweiß aller Säugetiere findet, sowie um Buttersäure, die entsteht, wenn Schweiß oder auch Milch von Bakterien zersetzt werden. - Das ist dann das wohlbekannte Aroma von schwitzenden Achselhöhlen, lange getragenen Jägersocken und reifem Münsterkäse.

Ein dunkles Tuch, das sich im Wind bewegt, kombiniert mit einem Fläschchen, aus dem Oktanol verdunstet, das ist das optimale TseTse-Lockmittel. Imprägniert man ein solches Tuch dann noch mit einem Insektizid und verteilt diese „Targets“ gleichmäßig im Gelände, dann hat man fast den Stein der Weisen für die TseTse-Bekämpfung gefunden und die Naganaseuche der Rinder sowie die Schlafkrankheit der Menschen unter Kontrolle. - Allerdings nur, solange kein „Schwarzer Peter“ auf die überschlaue Idee kommt, die wunderschönen schwarzen und dunkelblauen Tücher, die der „Weiße Doktor“ so großzügig im Gelände verteilt hat, heimlich wieder einzusammeln und auf dem nächsten afrikanischen Markt zu verhökern.

Die hellen Bäuche und das schwarz-weiße Streifenmuster von Zebras hingegen wirken wie eine Tarnkappe gegen TseTse-Fliegen. Die Augen dieser Insekten können keinen Körper wahrnehmen, der ein formauflösendes Muster hat. Zudem stehen die gestreiften „Pyjamapferde“ viel lieber auf größeren, übersichtlichen Lichtungen in der hellen Sonne, als im schattigen Gebüsch, wo Löwen,

Leoparden und TseTse lauern. Andernfalls hätte diese Pferdegattung die afrikanischen Tropen nicht als Lebensraum erobern können: Die Pferdfamilie ist nämlich von Natur aus besonders empfindlich gegen die tödlichen Trypanosomen, welche von der TseTse übertragen werden.

Die wilden Reiter, welche die heilige Lehre ihres Propheten Mohammed mit Feuer und Schwert einst von Arabien aus nach Afrika brachten, wussten das alles noch nicht. Ihre edlen Rösser gingen stets zugrunde, sobald sie das Areal der TseTse-Fliegen in den wechselfeuchten Tropen erreichten. Im Grunde ist der Islam in Afrika bis zum heutigen Tage nur dort flächenhaft verbreitet, wo keine TseTse-Fliegen vorkommen: in den Wüsten und Halbwüsten des Schwarzen Kontinents. Hätten die sendungsbewussten „Kopfwindelträger“ so profane Dinge wie entomologische Forschung nicht ihrer Konkurrenz aus dem Abendland überlassen, dann hätten sie zum fröhlichen „Kafferschießen“ und lukrativen Sklavenfang hübsch gestreifte Zebras statt schwarzer Araberhengste gesattelt. - „Kaffer“ von „Kafir“ (arabisch) = Ungläubiger.

Nach dieser kleinen Meditation eines büffeljagenden Wissenschaftlers ist unsere Mittagsrast auf der Lichtung unter den drei Baobabs leider schon vorbei. Danie wusste von seinem Vater zwar schon viel über TseTse-Fliegen, kannte aber noch nicht die Geschichte mit dem Islam. Außerdem war ihm bislang noch nicht der naheliegende Gedanke gekommen, sich wie ein helles Zebra durch den Busch zu bewegen, das durch sein formauflösendes Muster dennoch vorzüglich getarnt ist, anstatt wie ein Kafferbüffel durchs Gebüsch zu schleichen, der durch seine dunkle und stark duftende Erscheinung alle blutgierigen TseTse-Fliegen im weiten Umkreis auf sich zieht.

Während ich nun meine Kleider im hellen Wüstenflecktarn zurechtrücke und den dazu passenden Hut wieder aufsetze, beobachte ich stillvergnügt unsere schwarzen Begleiter, die, obgleich auf der sonnigen Lichtung, noch stets von einzelnen TseTse belästigt werden. Die Wasserflasche, welche mir Danie nochmals anbietet, gebe ich dankend, aber ohne zu trinken, an unsere Jagdhelfer weiter. Diese danken mir diese höfliche Geste mit freundlichem Lächeln, um unseren Wasservorrat, der eigentlich auch für Notfälle gedacht ist, dann fast leerzutrinken.

Diese Bantuneger, zu denen die Shona gehören, sind traditionell eben eher Hirten und Bauern. Ganz anders als die unter der sengenden Sonne jagenden und sammelnden Nama und Buschleute. Von jenen indigenen Jägern habe ich schon vor Jahren gelernt, auf einer langen Pirsch oder Wanderung tagüber nichts oder nur ganz wenig zu trinken, selbst wenn der Durst noch so sehr plagt. Dann reduziert der Körper nämlich die Transpiration, um lebensnotwendiges Wasser zu sparen. Auf diese Weise verliert der Jäger auch weniger Mineralsalze und bleibt viel länger frisch auf der Fährte des Wildes. - Abends muss man dann umso mehr trinken, etwa fünf Liter Flüssigkeit!

Dieser Buschmann-Trick ist allerdings nur für gut trainierte Jäger ratsam, die an starke Sonne und Hitze gewöhnt sind und ihren Körper genau kennen. Andernfalls kann die rasche Dehydration bei körperlicher Anstrengung unter der brennenden Sonne Afrikas zu Hitzschlag, Kreislaufkollaps und Nierenversagen führen! - Hier und jetzt jedenfalls bedeutet weniger Trinken für mich auch weniger Schwitzen und damit weniger „Mopane Bee“ und „TseTse Fly“.

Als wir in den in den Halbschatten des Mopanewaldes treten, werden meine Begleiter sogleich wieder von Schwärmen der lästigen Plagegeister angefallen, während ich unter den Insekten viel weniger leide. Stattdessen macht sich unangenehm bemerkbar, dass ich gut doppelt so alt bin wie jeder andere in unserem Trupp - Richard ausgenommen, der ist aber erst Mitte dreißig. Nach dem mehrstündigen Marsch am Vormittag schmerzen nun meine von der Pirsch im Wüstengebirge verschlissenen Kniegelenke, sowie die von Schreibtischarbeit und hunderttausenden Kilometern Wellblechpiste morschen Bandscheiben. Auch meine Füße werden allmählich wund, obwohl die gut eingelaufenen Pirschstiefel aus weichem Robbenleder sind. - Wir sind noch nicht einmal auf dem Rückweg. Danie marschiert zielstrebig weiter in Richtung Osten, wo sich die nächste Lehmpfanne mit Wasser befinden soll. Erst nachdem wir diese auf Büffelfährten kontrolliert haben, werden wir einen weiten Bogen nach Südwesten schlagen, zurück in Richtung Nyakasanga River.

Wir sind noch keine halbe Stunde gelaufen, da kommen wieder Büffel in Anblick. Diesmal stehen die Wildrinder in einem lichten Mopanebestand, allerdings ist der Unterwuchs ziemlich dicht. Es scheint eine größere Herde zu sein. Zuerst sehen wir zwar nur etwa ein Dutzend. In den dichteren Verjüngungsinseln stehen jedoch noch mehr. Sie sind etwa hundert Meter entfernt, werden nun aber rege und ziehen schräg von uns weg. Einige, die sich niedergetan hatten, stehen nun auf. Insgesamt müssen es zwei bis dreihundert Stück sein. Erst sehen wir nur Kühe und Kälber sowie ein paar Jungbullen. Doch bei so einem großen Weiberverein finden sich sicher auch ein paar reifere Herren. In tief geducktem Laufschrift versuchen wir, uns weiter zu nähern und bessere Sicht zu finden. Es gelingt uns tatsächlich, auf etwa 50 Meter heranzukommen. In einem Gebüsch finden wir Deckung. An einem Stämmchen streiche ich an und beobachte durchs Zielfernrohr. Danie steht neben mir, begutachtet die ziehenden Büffel aber noch durch sein Fernglas. Dort hinten schiebt sich ein massiger Körper vor einen Trupp Kühe. Noch sind Haupt und Blatt verdeckt, aber ein starker Bulle ist das ganz sicher. Ich behalte ihn im Zielfernrohr. Schon steht der Büffel kurz frei, sogar etwas erhöht auf einer Kuppe. Er sichert genau in unsere Richtung mit erhobenem Windfang. Was für ein Anblick! Deutlich über einen Meter Auslage hat das prächtige Gehörn. Haupt und Träger sind aber pechschwarz behaart; der Ansatz zum „Boss“ ist in der Mitte haarig und weich. Schon ist der Büffel weitergezogen und verschwunden.

„Good Boy“, flüstert Danie. „Hat schon 45 Inch Auslage, eher mehr, doch der Helm ist noch weich. Gib dem noch zwei bis drei Jahre. Dann trägt der eine richtige Trophäe!“ - „Einen Rekord fürs Buch suche ich ja gar nicht!“ antworte ich. „Ein uralter Dagga Boy wäre richtig. Die Auslage ist mir ziemlich egal. Der Helm soll gut sein und das Gesicht grau!“ - „Klar, weiß ich, so einen möchte ich auch finden“, antwortet Danie, und fügt hinzu: „denn einen solchen Methusalem habe ich selbst noch nicht gestreckt. Aber jetzt ist wirklich nicht mehr genug Zeit, um wählerisch zu sein. Sollten wir einen Jungbullen antreffen, der nicht so zukunftsträchtig ist wie der eben, wird er geschossen. Schließlich geht es uns nicht nur um die Hörner, sondern auch um einige hundert Kilo Wildpret. Das Njama geht uns verloren, wenn die Jagdlizenz morgen Abend abläuft. Jetzt komm, schnell! Die Büffel ziehen anscheinend in Richtung Nyakasanga River. Wir schneiden ihnen den Weg ab.“

Im Laufschnitt erreichen wir ein kleines Nebenrivier des Nyakasanga, das mehrere Meter tief im Gelände eingeschnitten ist. Der Jessebusch am Grabenrand ist fast undurchdringlich. Doch das Bachbett in der Mitte ist um diese Jahreszeit trocken und relativ leicht begehbar. So schnell es geht, klettern wir hinab und folgen dem Lauf des Flüsschens mehrere Kilometer weit, bevor wir uns wieder nach oben begeben. Vorsichtig kriechen wir durch das dichte Gestrüpp zum Rand des Grabens - und befinden uns dicht neben der Büffelherde!

Die schwarzen Riesen ziehen entlang des Riviers, aber nicht im Dickbusch, der am Rande des Grabens wächst, sondern etwa 30 Meter davon entfernt im lichten Mopane. Auf allen Vieren arbeiten wir uns vor, erreichen den offenen Busch aber zu spät und bekommen nur noch die Nachzügler schräg von hinten in Anblick. Also geschwind zurück in das Bachbett und darin weiter im Laufschrift. Dann wieder hoch zum Grabenrand, doch die Büffel waren schneller als wir und verschwinden schon wieder in der Vegetation. Wir versuchen dasselbe Spiel nochmal, mit dem gleichen Resultat. So geht es noch gut eine gute Stunde lang, aber ohne Erfolg.

Gerade kriechen wir noch einmal durch den dichten Bewuchs zum oberen Grabenrand hinauf, um nach den Büffeln Ausschau zu halten, als uns beißende Katzenwitterung in die Nase steigt. Sogleich stoßen wir auf die frischen Fährten im staubigen Boden. Richard findet die Stelle unter schattigen Sträuchern, wo mehrere Löwen bis vor wenigen Augenblicken geruht haben. Anscheinend haben die ziehenden Büffel die dösenden Raubkatzen aufgemüdet und ihren Jagdtrieb geweckt.

Das Fährtenbild verrät uns, dass die Löwen nun eine geschickte Jagdtaktik anwenden. Zwei starke Fährten stehen im lockeren Sand des Bachbettes; diese beiden Löwinnen versuchen anscheinend, ebenso wie wir in den letzten Stunden, aber viel flinker, unbemerkt vor die ziehende Büffelherde zu gelangen, um ihr am Wechsel zur Äsung aufzulauern. Die anderen Löwenfährten zweigen vom

Verlauf des Riviers ab, und zwar in Richtung des Mopanewaldes, durch den die Büffel eben erst gezogen sind. Dieser Hauptteil der Löwenrotte, bei dem auch ein Mähnenlöwe mit sehr starkem Trittsiegel ist, verteilt sich offenbar in einem Bogen, um den Rückwechsel abzuriegeln. Die dichten Verjüngungskegel im Wald bieten den Wegelagerern sehr gute Deckung. Da wir nicht auf Löwenjagd sind, verfolgen wir diese Fährten nicht weiter.

Stattdessen suchen wir uns einen Anstand mit möglichst weitem Sichtfeld und warten ab, ob wir von der Jagdstrategie der Löwen profitieren können. Tatsächlich dauert es kaum eine halbe Stunde, bis uns Büffel flüchtig auf dem Rückwechsel kommen. Leider ist es nur ein Teil der ursprünglichen Herde und kein schussbares Stück ist dabei. Nachdem sich der Staub gelegt hat, den die flüchtigen Büffel aufgewirbelt haben, stellen wir fest, dass die Sonne schon niedrig im Westen steht. Es wird also höchste Zeit für den Rückmarsch. Die Löwen hier haben ihren schlechten Ruf als „Man Eater“ erst kürzlich gefestigt, als sie in einem nicht weit entfernten Camp am Sambesi einen Angler am hellen Tag unter der Dusche geschnappt haben. In der Dunkelheit durch unübersichtlichen Busch zu laufen, wo diese Löwen jagen, ist kein angenehmer Gedanke.

Bei der Verfolgung der Büffel sind wir weit vom ursprünglich geplanten Pirschbogen abgekommen. Der Rückmarsch zu unserem Fahrzeug zieht sich hin. Noch einmal treffen wir auf Büffel, aber die verdrücken sich schnell in der einbrechenden Dunkelheit. Die Schmerzen in meinen Knien und Füßen werden stärker, aber es hilft alles nichts. Ignorieren! Richard und Danie wechseln an der Spitze ab. Sie lassen sich noch keine Erschöpfung anmerken. NiceOne ist ganz grau im Gesicht, seit wir nicht weit entfernt Löwengebrüll hörten. Nachdem der Junge zurückgefallen war, bleibt er nun dicht hinter mir. Doch was könnte mein Gewehr schon nützen, wenn man kaum die Hand vor Augen sieht. Der Ranger ist fast am Ende seiner Kräfte. Richard übernimmt seine Waffe, um ihn etwas zu entlasten. Die Orientierung fällt mir zunächst nicht leicht, doch dann erkenne ich das Escarpment schemenhaft am Horizont unter dem Sternenhimmel. Wir erreichen eine Schneise, die in Richtung Straße führt. Als wir endlich am Wagen ankommen, haben wir zwölf Stunden Fußpirsch hinter uns, die Mittagsrast nicht eingerechnet!

Am TseTse-Kontrollgate, das an der Hauptstraße am Fuße des Escarpments liegt, wartet Iona schon am vereinbarten Treffpunkt, um mir meinen Sohn zu bringen. Sie müsse nochmal zurück, ins Haus nach Makuti, um einen Elefanten zu zerwirken, berichtet sie knapp. Nic sei noch in dem anderen Jagdcamp, bei Jason, Dave und den Spaniern. Bis morgen früh wollen sie aber beide wieder zurück in der Lodge sein, um sich um Fritz zu kümmern, während ich mit Danie auf Jagd gehe. Das will ich ihr nicht zumuten, denn Iona sieht genauso erschöpft aus, wie ich mich nach dem langen Gewaltmarsch fühle. Wir könnten doch später am Vormittag noch los, um zu jagen, meine ich. Nein, sie käme so früh wie möglich, und zwar zusammen mit Anneline und Lizelle, um mit Tochter und Enkeltochter endlich wieder einen langen Sonntag ohne Jagdgäste zu verbringen.

Danie, der auf der Fahrt zur Lodge am Steuer des LandCruiser sitzt, kann seine Müdigkeit jetzt ebenfalls nicht mehr verbergen. Fast fährt er in einen Elefanten hinein, der mitten auf der Straße steht. Auch Fritz ist todmüde, berichtet mir aber noch aufgeregt von dem Abenteuer, das er heute erlebt hat. Einen Elefanten hätten sie geschossen, auf zwölf Meter Entfernung! Der Bulle hätte angegriffen. Der blöde Jäger aus Spanien habe nur den Bauch getroffen, aber Dave mitten in die Stirn. Und dann hätten er und Lizelle einen Damm gebaut, um den Schweiß aufzustauen, der aus dem riesigen Rüssel lief, und schließlich im Elefantenblut geplantscht. - Ich werde nicht schlau aus dieser „Story“, weil mein kleiner Afrikaner schon eingedöst ist. Danie kann sich auch keinen Reim darauf machen. Tatsache ist jedoch, dass Iona heute Nacht noch einen Dickhäuter zerwirken muss und Fritz, der auf meinem Schoß schläft, ziemlich starke Elefantenwitterung an sich hat.

Nachts bekommt Fritz wieder Fieber. Offenbar ein Rückfall. Auf dem Herweg von Südafrika nach Simbabwe hatte er nach zwei Frostnächten im Hochveld, die wir im Zelt verbrachten, eine eitrige Mandelentzündung, die ich mit Antibiotika behandeln musste. Mehrere Tage rasteten wir in einem

kleinen Motel bei Tshipise (Ellisras), bis mein Sohn wieder fit war. Es bleibt mir keine Wahl; die Büffeljagd muss ich abblasen für heute und mich um meinen kranken Sohn kümmern.

Danie will den letzten Jagdtag nutzen, den die Büffellizenz erlaubt, und bricht in aller Frühe auf. „Good Hunting“, wünsche ich den Jagdkameraden und tröste mich mit den Gedanken: Wenn Danie eines dieser schwarzen Gespenster am Nyakasanga kriegt, dann hat er sich den Büffel verdient. Sollten meine Kameraden aber ohne Beute heimkehren, dann ist mir ein nutzloser Gewaltmarsch erspart geblieben.

Auf der gegenüberliegenden Seite des Sambesi, in dem Örtchen Otto-Beit-Bridge, befindet sich das Hospital einer italienischen Mission. Dort gibt es europäische Ärzte und sicher auch Medikamente für meinen Sohn, meint Iona, die zusammen mit Mann, Tochter und Enkeltochter schon früh in der Lodge eingetroffen ist. Nic begleitet uns nach Sambia, denn er kennt den Chef der Grenzstation in Chirundu persönlich. Als jener meinen leidenden Sohn sieht, schreibt er sofort einen formlosen Passierschein, mit dem wir ohne zeitraubende Kontrollen über die Grenze gelangen. - Schon David Livingstone, der als Missionar mit seiner Familie ins Innere Afrika reiste, lange bevor er später als Entdecker berühmt wurde, hat bemerkt, die Eingeborenen seien zu Fremden besonders freundlich, wenn diese ihre Kinder dabei hätten. An dieser Kinderliebe der Afrikaner hat sich nichts geändert.

Ein schwarzer Arzt im Missionshospital, der einen ganz fähigen Eindruck macht, untersucht Fritz und will ihm dann eine Spritze mit „Antibiotics“ verpassen. Als der „Black Doctor“ jedoch mit einer antiken Metallspritze der Bauart „Louis Pasteur“ hantiert und eine trübe Flüssigkeit aus einem klebrigen Kunststoffkanister aufzieht, greife ich ein. - Zum Glück gibt es in der Missionsapotheke Antibiotika als Tabletten zu kaufen.

Auf dem Rückweg zur Lodge löst Nic endlich das Rätsel mit dem „Elefantenblutbad“. Gestern Mittag brachte er Lunch für die spanische Jagdpartie zu dem vereinbarten Ort im Revier am Escarpment. Die Kinder begleiteten ihn. Tische und Stühle waren schon aufgebaut, das Mittagessen aufgetischt. Jason mit einem Jagdgast war eingetroffen. Nun warteten sie noch auf den zweiten Berufsjäger, Dave, und dessen iberischen Jagdgast. Diese kamen plaudernd über einen Hügel marschiert, als sie in Sichtweite des Rastplatzes plötzlich stoppten. Dann kam ein Elefantenbulle in Anblick, der mit angelegten Segeln und gerolltem Rüssel auf die beiden Jäger losraste.

Das war kein Scheinangriff! Nach rascher Verständigung mit Dave hob der Spanier die Büchse und feuerte. Der wütende Elefant aber beschleunigte nur seinen Lauf, um die Jäger anzunehmen. Auf zwölf Schritt Distanz stoppte ihn Dave mit einem „Frontal Brain Shot“. - Das war natürlich ein sehr beeindruckendes Erlebnis für die beiden kleinen Kinder, die den Angriff aus nächster Nähe beobachten konnten, und beim Zerwirken und Bergen des grauen Riesen dabei waren. Wieso dieser Elefant so aggressiv war, konnte man nur vermuten. Wahrscheinlich Erfahrungen mit Wilderern. Womöglich sähe man klarer, wenn Iona mit dem Zerwirken fertig sei.

Abends, am Lagerfeuer, warten alle gespannt auf die Rückkehr von Danie mit seinen Jagdhelfern. Als sie mehrere Stunden nach Einbruch der Dunkelheit immer noch nicht erschienen sind, vermuten wir, sie hätten den Büffel erlegt und seien noch mit der Bergung beschäftigt. Erst nach Mitternacht hören wir den Landcruiser ankommen und gehen neugierig zum Zerwirkplatz. Auf dem Pickup liegt aber kein Wild - nur schlafende Neger. Danie geht gleich zu Bett. „Jagdbericht folgt morgen!“

Beim gemeinsamen Frühstück sind wir gespannt auf seine „Story“. Diese bleibt jedoch kurz und knapp. Im Ostteil des Nyakasanga Blocks seien sie diesmal gewesen. Zuerst am Rukomechi River, der dort die Jagdgrenze bildet. An einer Wasserstelle frische Fährten starker Bullen aufgenommen und diesem Trupp stundenlang gefolgt. Mittags hätten sie die „Dagga Boys“ endlich eingeholt, aber im dicken Jesse war keine Gelegenheit zum Schuss. Dann drehte der Wind und die Büffel polterten weg. Trotz längerer Folge kamen die Jäger nicht mehr an diesen Trupp. Auf dem Rückweg zum Wagen trafen sie wieder auf eine ähnlich große Herde wie gestern. Doch auch diesmal kein Waidmannsheil. Und schließlich wieder ein langer Rückmarsch in der Dunkelheit.

Nach dem Frühstück wollen wir zum Regionalbüro der Wildschutzbehörde nach Marongora fahren, um diese Jagd amtlich zu schließen. Vorher machen wir einen kurzen Abstecher nach Chirundu, um den Jagdaufseher bei der lokalen Wildschutzstation abzusetzen. Vor der Baracke ist der einzige Landrover geparkt, über den diese Station verfügt. Auf der Ladefläche des alten Gefährts liegen ein halbes Dutzend Impala sowie ein frisch zerwirkter Büffel, das abgeschlagene Haupt obendrauf. Das ist ein mächtiger Bulle, aber viel zu jung. Das Gesicht ist schwarz behaart und der Helm weich.

Danie misst die Auslage: 46 Inch! Kaum kann er seine Wut beherrschen, bis wir wieder im Wagen sitzen: „Verdammte Idioten!“ flucht er. „Einen Jungbullen mit riesigem Trophäenpotential schießen diese Dummköpfe als Fleischration, anstatt ihn vor Wilderern zu schützen! In zwei bis drei Jahren könnte National Parks für diesen Büffel 8.000 US\$ Abschussgebühren kassieren. Stattdessen landet er in den Kochtöpfen dieser Vollidioten!“

Danie beruhigt sich kaum und ist derart aufgebracht, dass er sofort wieder zurückfährt, um seinem Vater zu berichten. Nun wäre Nic wohl an der Reihe, sich aufzuregen. Doch der unterdrückt seinen Ärger. Mit den Wildhütern der Station in Chirundu will er wegen so einer Geringfügigkeit keinen Streit anfangen. Sein Safariunternehmen braucht ein gutes Verhältnis zu den Wildschutzbehörden. Außerdem, klärt Nic uns auf, hätten die Beamten in Chirundu mit diesem Abschuss gegen eine neue Dienstanweisung verstoßen: bei der Jagd für den Eigenbedarf sind „trophy animals“ zu schonen!

Nic holt sein Cellphone. Es gibt zwar keinen erreichbaren Telefonmast auf der simbabwischen Seite des Sambesi, aber manchmal funktioniert die Verbindung über das Netz in Sambia. Es gelingt Nic, das Hauptquartier von Zimbabwe National Parks and Wildlife Management in Harare anzurufen. Den Generaldirektor der Behörde, Vitalis Chadenga, kennt er seit langem persönlich. Jener fähige Wildbiologe gehört zu der älteren Generation schwarzer Simbabwe, die von weißen Wildbiologen und Wildhütern geschult worden sind. Als junger Mann war er „Junior Game Biologist“ an der Wildschutzstation Marongora. Daher die alte Bekanntschaft mit Nic Coetzee, der zu jener Zeit noch Leiter der regionalen TseTse-Kontrollstation in Makuti war und erst später die Großwildjagd zum Hauptberuf machte. - Die beiden ungleichen Hüter des Großwildes in Simbabwe haben ein Vertrauensverhältnis. Der Anruf wird sofort durchgestellt und Nic meldet den Vorfall beim „obersten Boss“ der „Schwarzen Peter“.

Die parastaatliche Behörde Zimbabwe National Parks and Wildlife Management leidet unter Geldmangel, weil die Einnahmen aus Tourismus stark zurückgegangen sind und ein nicht geringer Teil der Mittel aus Jagdverpachtung und Abschussgebühren an korrupten Stellen versickert. Die Besoldung des Personals ist mager und unpünktlich. Deshalb ist es gängige und amtlich geduldete Praxis der Wildhüter auf Außenstationen, Wild zu schießen, um sich selbst und ihre Angehörigen mit Fleisch zu versorgen. Auf einem ökologisch und wirtschaftlich vernünftigen Niveau wäre das ja nicht unbedingt schädlich für die Wildbestände. Die schlecht ausgebildeten und lausig besoldeten Staatsdiener in Simbabwe denken jedoch nicht an Nachhaltigkeit. Vielerorts wird schwunghafter Handel mit den „Rationen“ betrieben. Es wird alles geschossen, was vor die Dienstwaffe kommt.

Diese Zustände zu ändern, ist auch dem Generaldirektor der Wildschutzbehörde kaum möglich. Viele „Comrades“ aus Dr. Mugabes ZANU-PF füllen ihre Koffer mit Geld aus dem informellen Handel mit „Bush Meat“. Die Geschäfte dieser schwarzen Genossen zu stören, ist lebensgefährlich. Dennoch hat Chadenga einen ersten Schritt gewagt und allen Dienststellen seiner Behörde strikte Anweisung gegeben, bei der Beschaffung von Fleischrationen kein Wild zu schießen, das Potential für die Trophäenjagd hat. Anscheinend hat er Leuten in hohen Positionen verdeutlicht, dass mit zahlenden Auslandsjägern mittelfristig mehr Geld zu machen ist als mit „Bush Meat“.

Als der Direktor von National Parks von dem Verstoß gegen seine Anweisung erfährt, verspricht er, sich persönlich darum zu kümmern. Er beendet das Gespräch allerdings mit der Bemerkung, es gäbe da ein gewisses Problem, über das er am Telefon nicht sprechen wolle.

Bezüglich meiner Büffeljagd warte ich wieder auf die Gelegenheit, einen günstigen Abschluss aus dem Rücklauf ungenutzter Lizenzen zu ergattern. Daher habe ich Zeit, mich um andere Dinge zu kümmern. Am Mittag desselben Tages fahre ich mit meinem Sohn nach Harare, um meine Frau am Flughafen abzuholen. Außerdem will ich bei ein oder zwei alten Bekannten in der Hauptstadt ein paar Informationen über gewisse Probleme verschaffen, die man am Telefon nicht besprechen kann. In Simbabwe werden alle Telefonate und E-Mails vom Staatssicherheitsdienst überwacht. Das nötige Knowhow und die moderne Computertechnik hierfür sind Teil der „Entwicklungshilfe“ aus dem Reich der Mitte an den schwarzen Genossen Mugabe, der als Gegenleistung für die Stützung seines Regimes, günstige Bergbaulizenzen für begehrte mineralische Rohstoffe vergibt.

Nachdem meine Frau sich am Sambesi akklimatisiert hat, verbringen wir einige Zeit mit Ausflügen in die Umgebung der Lodge. So besuchen wir auch die nahegelegene Krokodilfarm. Ein schwarzer Biologe, der sein Fachwissen an der Universität von Simbabwe, sowie an der größten Krokodilfarm des Landes in Kariba erworben hat, führt uns durch die Anlagen. Die Panzerechsen werden mit seltsamen Würstchen gefüttert. Von dem Experten erfahre ich, dieses Futter werde nach eigenem Rezept hier am Ort hergestellt.

Die Halle, in der das Krokodilfutter zubereitet wird, dürfen wir besichtigen, werden von dem durch meine Neugier verunsicherten „Krauskopf“ jedoch nur in den Bereich geführt, wo gehacktes Fleisch mit Vitaminen und Medikamenten gemischt und zu maulgerechten Würsten gepresst wird. Über die Art und Herkunft des Fleisches schweigt der Krokodilexperte. Die richtige Futtermischung für die Echsen sei entscheidend für den Erfolg des Unternehmens und daher Betriebsgeheimnis.

Dieser „Schwarze Peter“ mit dem schönen Rufnamen „Mike Tango“ unterschätzt nun aber meine Findigkeit, wenn es um die Lüftung derartiger Geheimnisse geht. So darf ich mich entschuldigen, um einem dringenden menschlichen Bedürfnis nachzukommen, und nutze diese Zeit für einen Blick in die großen Kühlcontainer, die hinter der Futterhalle stehen: Darin stehen große Kunststoffboxen mit Schlachtabfällen von Geflügelfarmen - und dahinter hängt halbzerwirktes Wild!

Auf der Rückfahrt zur Lodge fügt sich ein weiteres Puzzleteil in das Bild. Auf der schmalen Piste kommt uns der alte Landrover der Ranger aus Chirundu entgegen. Ich stoppe meinen Landi mitten auf dem Weg und steige aus, um die neuen Bekannten mit Handschlag zu begrüßen und höflich nach der Anzahl ihrer Frauen und Kinder zu fragen. Dabei hebe ich beiläufig die Plane über der Ladefläche: darunter liegen ein Impalabock sowie ein halbzerwirkter Büffel!

„Rationen für die hungrigen Krokodile?“ frage ich lächelnd. - „Nein, Njama für uns selbst. Wir haben keinen eigenen Schlachtraum in Chirundu. Die Jungs von der Krokodilfarm helfen beim Zerwirken und kriegen dafür etwas von dem Fleisch ab.“

Für Nic und Danie ist dieser „Vertriebszweig“ für die „Rationen“ der Wildhüter eine Neuigkeit. Bislang war nur klar, dass die schwarzen Lastwagenfahrer an der Fernstraße viel „Njama“ und Brennholz kaufen. Vor der Grenzstation in Chirundu campieren am Straßenrand zahllose „Truck Driver“. Diese Kapitäne der afrikanischen Fernstraßen müssen oft tagelang auf ihre Zollabfertigung nach Sambia warten. Zu ihnen gesellen sich Schwarzfahrer und Blinde, Händler und Bettler, Taschendiebe und Zauberer, sowie die leichten Mädchen für den kleinen Grenzverkehr. Das ist ein quirliges, buntes Treiben mit dem typisch afrikanischen Schwarzmarktflair. Um die tausend Leute lagern und lungern dort ständig herum. Entsprechend zahlreich sind die Lagerfeuer, die Tag und Nacht brennen; auf allen stehen gefüllte Fleischtöpfe, obwohl es weit und breit keinen Laden gibt, wo man Fleisch regulär kaufen könnte.

Die Krokodilfarm, die wir besucht haben, wird von einem Südafrikaner verwaltet. Der weiße Mann vom Kap fühlt sich einsam unter „Kaffern und Krokodilen“. Er hatte uns bei meiner Anfrage zur Besichtigung der Anlagen spontan zum Kaffee eingeladen. So habe ich von dem redseligen Mensch interessante Einzelheiten zu dem Betrieb erfahren: Eigentümer sei ein Libanese, und zwar der Sohn eines früheren Präsidenten des Libanon. - Das ist bemerkenswert, weil Ausländer in Simbabwe

offiziell überhaupt kein Land besitzen dürfen. - Der Libanese durfte nicht nur die Farm erwerben, um Krokodile zu züchten, sondern hat auch den angrenzenden Jagdblock in der Hurungwe Safari Area langfristig gepachtet. - Also beste Beziehungen zu höchsten Regierungskreisen in Simbabwe!

Andererseits hat jener Geschäftsmann beste Verbindungen nach Malaysia, Singapur und China. Dorthin werden die Krokodilhäute verkauft. Die aufwendige Krokodilzucht am Sambesi rentiert sich angeblich nur, wenn die Häute der Jungtiere von Spezialisten in Asien zu feinstem Leder verarbeitet werden. Aus diesem Grund lässt der Libanese die frischen Häute jedes Jahrganges sofort nach dem Schlachten nach Asien fliegen, und zwar mit dem eigenen Lear Jet, der auf dem Flugplatz der Farm landen kann. Anlässlich solcher Transporte besucht der „Boss“ die Farm persönlich, um zu jagen und vertrauliche Gespräche mit seinen schwarzen Geschäftspartnern zu führen.

Solchen Leuten im „Black Business“ verdirbt in Simbabwe niemand ungestraft das Geschäft. Kein Zöllner, Polizist oder Wildschutzbeamter kontrolliert, was in dem Privatjet des Libanesen, außer Krokodilhäuten und persönlichen Jagdtrophäen, sonst noch per Luftfracht herein und aus Simbabwe hinausbefördert wird. Angesichts der südostasiatischen Destinationen, ist das ein schneller und sicherer Schmuggelpfad für Nashorn und Elfenbein, welches aus der grassierenden Wilderei stammt, die, nach offiziellem Statement der Wildschutzbehörde Simbabwes, hauptsächlich von den „Sicherheitskräften“ des Landes organisiert wird.

Wenn Büffel mit kapitalen Trophäen als „Njama“ für Lastwagenfahrer enden und die „Rationen“ der Wildhüter in Krokodilmägen landen, anstatt bei den hungernden Kindern, ist das nur ein Detail der allgegenwärtigen Korruption und dunklen Geschäfte in Simbabwe. - Hier liegt das „gewisse Problem“, das der Wildschutzdirektor am Telefon nicht besprechen wollte!

Einerseits warte ich schon gespannt auf die Fortsetzung meiner Büffeljagd. Andererseits kann es einem Geographen und Wildforscher am Sambesi nicht langweilig werden. Frau und Sohn teilen meine Begeisterung für Wild, Natur und Urkulturen in der zivilisationsfernen Wildnis Afrikas, also für das, was man in Südafrika „Bundu“ nennt. Wir verbringen einige Wochen mit Pirschen und Wildbeobachtung, Bootfahren und Angeln, sowie Pflanzen-, Insekten- und Vogelbestimmung. Hinzu kommen mehrtägige Ausflüge in den Mana Pools Nationalpark und an den Karibastausee, nicht zuletzt Besuche der bunten Straßenmärkte von Chirundu und Otto-Beit-Bridge. Ein ernsteres Thema sind meine vergleichenden Beobachtungen über Wildbestände und Vegetation, Wildhege und Wilderei, TseTse-Kontrolle und Landnutzung, die nun schon ein Vierteljahrhundert abdecken.

Während der Großteil der Familie Coetzee mit Jagdgästen und Arbeiten an der Lodge beschäftigt ist, führt Nic langwierige Verhandlungen mit dem Direktor von National Parks and Wildlife. Es geht um die Preise für offene Jagdlizenzen aus dem Rücklauf, die zum Wiederverkauf stehen. Die Behörde beharrt auf dem hohen Preisniveau, das bei der Jagdauktion im Frühjahr erzielt wurde. Es wird Geld für die Beamtenbesoldung gebraucht; der Verwaltungsapparat Simbabwes lebt finanziell von der Hand in den Mund. Die Safariunternehmer argumentieren, in der laufenden Saison könne man Klienten nur mit sehr preisgünstigen Angeboten kurzfristig werben. Tatsächlich wird für beide Seiten die Zeit knapp, denn je näher die Regenzeit und das Ende der Jagdsaison kommen, desto geringer die Wahrscheinlichkeit, die offenen Abschüsse überhaupt noch tätigen zu können.

Ende August gelingt ein Abschluss zum beiderseitigen Vorteil. Zimbabwe National Parks reduziert die Preise für die Abschüsse um ein Drittel; dafür kauft die Firma Marabou Safaris alle offenen Jagdlizenzen als Gesamtpaket. Ein i-Tüpfelchen auf diesem Geschäft, das Nic Coetzee und Vitalis Chadenga eingefädelt haben, betrifft meine Büffeljagd. Anscheinend hat der Generaldirektor mich in guter Erinnerung an alte Zeiten im „Bundu“: Die offene Abschusslizenz für einen „Trophy Bull“ im Nyakasanga Block sei nun schon zweimal an die Behörde zurückgekommen. Sie ein drittes Mal zu verkaufen, wäre wohl etwas dreist. Die Papiere der letzten Jagdgruppe lägen noch beim Eingang auf seinem Schreibtisch, also sei jene Jagd amtlich noch nicht geschlossen. Sineinetwegen könne ich es nochmal auf diesen „Dagga Boy“ am Nyakasanga versuchen - vorbehaltlich der Genehmigung

durch den Minister. Diese sei jedoch „reine Formsache“ und werde „schnellstmöglich“ per Funk sowie schriftlich per Telefax an den zuständigen Senior Ranger in Marongora geschickt.

Die Zeit und der geographische Raum sind in Afrika allerdings relativer und krummer, als der Physiker Albert Einstein berechnet hat. Unkalkulierbar sind die Friktionen von Zeit und Raum, die entstehen, wenn auf dem Schwarzen Kontinent eine nach globalem UTC-System exakt messbare „Uhr-Termin-Zeit“ auf das plastisch-elastische Zeitverständnis von Afrikanern trifft, die von einer Kindheit und frühen Jugend ohne rechten Winkel oder Chronograph geprägt sind und zeitlebens an die Macht der lebendigen Ahnen glauben.

So vergeht die Wartezeit auf das ministerielle Schreiben für mich umso schneller und drängender, je näher der „Uhr-Zeit-Termin“ für unsere Abreise rückt. Für Gattin und Sohn steht der Abflug nach Frankreich, Anfang September von Harare aus, felsenfest - zumindest nach europäischem Verständnis von Zeit und Pünktlichkeit. Meine gleichzeitig geplante Rückfahrt per Landi nach Südafrika, könnte ich notfalls zwar um knapp zwei Wochen verschieben, müsste dafür aber mit einem grauenhaften afrobürokratischem Aufwand die „Temporary Import Permits“ für Landrover, Jagdwaffe und wissenschaftliche Ausrüstung verlängern.

In einem schwarzafrikanischen Ministerium werden die Zeit, sowie die Bewegungen von Mensch und Papieren im Raum, umso zäher, krummer und schlummer, je heißer und schwüler die Jahreszeit wird. Manchmal bleibt die „afrikanische Traumzeit“ stehen, für ein Schläfchen des Sachbearbeiters auf dem Schreibtisch der ehemaligen Kolonialherren. Dann läuft sie rückwärts und springt in eine kulturelle Paralleldimension, nämlich beim „Beratungstermin“ der Abteilungsleiter mit den Ahnen im Kraal des „Witch Doctor“ - der als „Traditional African Authority“ gesetzlich dazu befugt und amtlich anerkannt ist! Sollte einem „Schwarzen Peter“ die Zeit knapp werden, weil der Chef oder ein Kunde Druck macht, dann gibt es auch hierfür eine typisch afrikanische Lösung: durch Entweichen aus der unangenehmen Zeitfalle und ausgedehnte Ruhe unter dem Schattenbaum kann man nämlich „Zeit produzieren“! - Erfahrungsgemäß münden „reine Formsachen“ in afrikanischen Behörden „schnellstmöglich“ in einer endlosen Warteschleife der „Afrikanischen Traumzeit“.

So ist es leider auch diesmal. Trotz höflicher Nachfragen im Hauptquartier von National Parks and Wildlife, werden wir von der netten Chefsekretärin Tag für Tag hingehalten: „im Moment“ sei niemand erreichbar, der zum Stand des fraglichen Vorganges Auskunft geben könne. Zwei Tage, bevor ich meine Familie zum Flughafen nach Harare bringen muss, sitze ich mit Iona beim Frühstück und bespreche die Formalitäten für die Verlängerung meiner „Temporary Import Permits“. Sie hat Beziehungen zum Chef des Zollamtes in Chirundu, denn Ein- und Ausfuhr von Ausrüstung, Ersatzteilen, Jagdwaffen, Trophäen und sonstigen Gütern gehören zum täglichen Geschäft der Firma Marabou Safaris. - Das kann mir manchen Behördengang ersparen.

Nic gesellt sich zu uns und fragt mich fast beiläufig, mit leichtem Grinsen im Gesicht, wann ich denn endlich meine Jagdstiefel anziehen wollte, um diesen Büffel zu schießen. Es sei nun fast Mittag und Danie warte mit den Jungs schon am Landcruiser. Meine Jagdlizenz liege seit heute früh beim Senior Ranger an der Station Marongora. Das habe er gerade telefonisch vom Generaldirektor persönlich erfahren. Jener lasse schön grüßen und bitte um Nachsicht für die „leichte Verspätung“. Er sei zwei Wochen auf Dienstreise im Ausland gewesen; irgendwo im Ministerium sei die Weiterleitung der Papiere wohl verschlafen worden.

Knapp zehn Minuten später bin ich fertig zum Aufbruch. Gemeinsam mit Danie, Richard dem Fährtsucher und einem zweiten Jagdhelfer, geht die Fahrt zunächst nach Chirundu, um einen Ranger als Jagdaufsicht abzuholen. Dann brausen wir nach Marongora, wegen der Jagdlizenz. Die liegt beim Senior Ranger allerdings noch *nicht* bereit, weil am Morgen die Fernmeldeverbindung nach Harare unterbrochen war. Nach Anfrage per Funk dauert es jedoch nicht mehr sehr lange, bis das ersehnte Papier endlich aus dem Faxgerät tuckert. Schnell überfliege ich das Dokument und - bin eigentlich kaum überrascht ...

Die Lizenz wurde tatsächlich „schnellstmöglich“ ausgefüllt - vor zwei Wochen. Und morgen läuft sie ab! Meine höfliche Anfrage, ob man angesichts dieses offensichtlichen Missverständnisses das Ablaufdatum noch ändern könne, muss der schwarze Hegemeister von Marongora mit Bedauern ablehnen. Ab übermorgen sei der Nyakasanga Block drei Wochen lang für eine Elefantenjagd gebucht. Zwei Jagdpartien zur selben Zeit in einem Block seien nicht zulässig. Selbst sein Direktor könnte daran nichts ändern. - Genau eineinhalb Tage bleiben uns also noch für den „Dagga Boy“!

Durch die steilen Serpentinafen fahren wir im Rekordtempo das Escarpment hinab und sind eine gute halbe Stunde später am Nyakasanga. Von der Hauptstraße biegen wir auf einen schmalen Feldweg ab, der stark gewunden und stellenweise kaum erkennbar durch ein Mosaik von Jesse-Dickbusch, Mopanewald und kleinen Lichtungen unter Affenbrotbäumen in Richtung Osten führt. Entlang dieser Fahrspur sind wir noch keine Viertelstunde unterwegs, als uns der alte Landrover der Ranger aus Chirundu entgegenkommt. Auf der offenen Ladefläche des Gefährts liegen schon wieder, es ist kaum zu glauben, zwei Impalaböcke sowie ein junger Büffelbulle mit imposanter Auslage!

Stolz thronen die schwarzen Jäger vom Dienst mit ihren amtlichen AK47 auf der frisch erlegten Beute und grüßen uns freundlich per Handschlag. Vorschriften und Direktiven aus Marongora oder Harare sind diesen fröhlichen Wildhütern offenbar ziemlich egal. Als wir weiterfahren, frage ich Danie besorgt, ob es denn sinnvoll sei, genau hier zu jagen, wo doch das Wild nun schon vergrämt sei. Danie antwortet, darüber solle ich mir mal keine Sorgen machen, und fügt halblaut hinzu, ich sei doch wohl ein sehr guter alter Freund seines Vaters ...

Erstaunt frage ich, was genau er denn damit meine; und der sonst so wortkarge Danie erklärt: „Nic hat mir heute Morgen Anweisung gegeben, an den Wasserlöchern bei den alten Affenbrotbäumen nach frischen Büffelfährten zu suchen. In diesem abgelegenen und ruhigen Gebiet stünden spät in der Jagdsaison die ältesten und erfahrensten Stücke. Wenn überhaupt, dann nur dort hätten wir um diese Jahreszeit noch faire Chancen auf einen Old Dagga Boy.“

„Vater kennt diese verborgenen Wasserstellen von seinem verstorbenen Schwiegervater und hat sie meinen älteren Bruder Jason gezeigt. Erst in der letzten Jagdsaison hat er mich zum ersten Mal dorthin geführt. Kein anderer Jäger kennt diese versteckten Tümpel; das ist ein Familiengeheimnis. Es hat mich sehr gewundert, dass ich dort mit dir jagen soll. Im Gegensatz zu anderen Jagdgästen, die orientierungslos durchs Gelände laufen, kennst du die Gegend ja ziemlich gut und könntest die Stelle wiederfinden. - Nic vertraut darauf, dass das unter uns bleibt!“

Wortlos nicke ich Danie zu und konzentriere mich wieder auf die Umgebung. Bald finden wir den Platz, wo die Ranger heute Morgen ihre Beute verladen haben. Viel Wild bekommen wir nicht in Anblick. Nur ein paar versprengte Impala. Eine gute Stunde sind wir schon unterwegs, seit wir von der Hauptstraße abgebogen sind. Es ist früher Nachmittag und wird heiß. Die Seitenscheiben haben wir gerade hochgeklappt, wegen der vielen TseTse-Fliegen, als Richard, der oben sitzt, aufs Fahrzeugdach klopfte. - Frische Büffellosung!

Ein einzelner, alter Bulle ist am Vormittag über die Fahrspur gewechselt. Nach kurzer Inspektion der Fährte beschließen wir, diesem Büffel zu folgen. Zuerst aber wollen der Ranger und unser jüngster Jagdhelfer noch essen und Siesta machen. Da helfen weder Ungeduld noch Drängeln, nur „Buschweisheit“. Die beiden „White Hunter“ und der kluge Fährtenfinder Richard machen also ein Schläfchen in der engen und heißen, aber geschlossenen Fahrerkabine des Single Cap. Und kaum ist eine halbe Stunde vergangen, klopfen die schwarzen Jungs von der Siesta-Gewerkschaft schon ungeduldig an die Scheiben und drängen zur Pirsch. - Die bösen TseTse und Mopane Bees!

Die Fährte des alten Bullen steht klar und deutlich im Staub. Selbst an längeren Strecken, wo der Boden dicht mit Mopanelaub bedeckt ist, finden sich ab und zu einzelne Trittsiegel, manchmal auch Losung, die allerdings schon zwei bis drei Stunden alt ist. Wir schwärmen aus und schlagen Bogen, um die Fährte des Büffels wiederaufzunehmen. Es geht zügig voran. Doch dann, nach einer halben Stunde etwa, verliert sich die Fährte plötzlich im Laub. Trotz weiter und weiterer Bögen: Nichts!

Also laufen wir die Fährte zurück und finden den frischen Abgang. Der führt im weiten Bogen in Richtung Fahrspur; nur fünfzig Meter vor dem Landcruiser stehen Trittsiegel auf dem Weg. Und dann ganz frische Losung! Der Bulle ist nicht weit voraus, hat uns aber bemerkt und führt uns an der Nase herum. Nun geht es in dicken Jesse. Halb kriechend folge ich der Fährte, mit Richard; Danie umschlägt den dichten Bestand. Die beiden anderen warten zunächst. Wieder verlieren wir die Fährte. Auf der gegenüberliegenden Seite der Dickung kommt sie nirgends heraus. Also, zurück zum letzten Pirschzeichen. Da finden wir nun wieder ganz frische Trittsiegel, die genau in die entgegengesetzte Richtung weisen. - Dieser schwarze Teufel!

Es ist zwecklos. Der alte Schlauberger hat seine Jäger erkannt und ist uns immer einen Zug voraus. Unwahrscheinlich, dass wir den heute noch sichten. Selbst wenn, ist der schneller weg, als man „Kack“ sagen kann. Missmutig schleichen wir zum Wagen, um zu den geheimen Wasserstellen zu fahren. Eine gute halbe Stunde geht es noch auf der alten Fahrspur weiter, die allerdings kaum noch erkennbar ist. Plötzlich biegt Danie ab, ins weglose Gelände. Nach hundert Metern halten wir in einer Mulde. Richard wird angewiesen, die Reifenspuren zu verwischen.

Unser Jagdlehrling muss im Fahrzeug zurückbleiben, was ihm nach der kurzen Siesta nicht unrecht ist. Wir anderen gehen zu Fuß weiter; Danie läuft zielstrebig voraus. Nach einer halben Stunde durchqueren wir eine Gruppe prächtiger Affenbrotbäume. Bald danach sehe ich grüne Baumkronen: ein Fackelholzbaum und eine mächtige Wildfeige. Diese Baumarten brauchen viel Wasser. Schon stehen wir vor einem kleinen, fast kreisrunden Wasserloch. Wenige Meter Durchmesser hat dieser Tümpel nur, aber tiefes, klares Wasser im Zentrum. Offenbar ist das keine oberflächliche Pfanne, in der noch Wasser aus der letzten Regenzeit steht, sondern eine beständige Quelle.

Geologisch ist die weite Tiefebene, durch die der mittlere Sambesi strömt, ein Grabenbruch in der Erdkruste, ähnlich wie der Rheingraben zwischen Vogesen und Schwarzwald. Das ganze Gebiet ist tektonisch aktiv, mit häufigen Erdbeben, was die alten Talsperren von Kariba und Cabora Bassa mit den riesigen Wassermassen in den Stauseen zu tickenden Zeitbomben macht. Mancherorts finden sich Geothermalquellen. Dies ist wohl eine von denen, die noch auf keiner Landkarte vermerkt sind.

Im Uferschlamm haben Büffel gesuhlt und frische Fährten hinterlassen: alter Bulle mit seinem Askari! Die kapitalen Trittsiegel des Alten prägen sich ein: abgewetzt und vorne kreisrund sind die breiten Schalen! Der Nachmittag ist vorangeschritten und wir folgen so rasch es geht. Ohne Worte haben wir beschlossen, das Tageslicht bis nach Sonnenuntergang auszunutzen. Die Position des Geländewagens ist im GPS gespeichert. So finden wir das versteckte Fahrzeug auch in der Nacht.

Zunächst ist die Fährte leicht zu verfolgen. Außer Trittsiegeln finden sich Schlammgespritzer und Losung. Doch bald erreichen wir einen ausgedehnten Mopanebestand mit viel dürrerem Laub auf dem Boden. Lautlose Pirsch ist kaum möglich. Verjüngunginseln im hohen Holz machen das Gelände unübersichtlich. Hier sind die Büffel ganz vertraut gezogen, haben das spärliche Gras geäst. Die Folge verläuft nicht mehr geradeaus, sondern verschlungen. Ständig müssen wir Bogen schlagen, um den Anschluss zu finden. Wieder einmal verliert sich die Fährte im Nichts.

Da sichte ich einen Hornraben, ziemlich weit vor uns, am Boden. Nicht weit daneben schreitet der zweite dieser großen, tiefschwarzen Nashornvögel. Sie leben stets paarweise und bleiben sich treu bis zum Ende. Im Mythos afrikanischer Völker symbolisieren sie Weisheit und Treue. Hornraben gelten als Glücksbringer. Weil sie sehr alt werden, unterstellt man ihnen Verbindungen zu den Ahnen. Ihre großen Augen mit langen Wimpern im roten Gesicht wirken fast menschlich. Leider sind diese klugen Vögel selten geworden im südlichen Afrika, nicht durch direkte Verfolgung, sondern durch Landnutzungswandel infolge der Landwirtschaft. - Was suchen diese Liebhaber von Kleingetier, Samen und Früchten denn jetzt hier im trockenen Mopane? Ist das Nahrungsangebot während der Trockenzeit nicht viel besser in den grünen Uferwäldern am Sambesistrom?

Als ich durchs Fernglas die beiden Hornraben etwas genauer bei der Nahrungsaufnahme beobachte, dämmert mir die Lösung des Rätsels. Geradeaus pirsche ich auf die großen Nashornvögel zu,

während Danie, Richard und der Ranger noch im dünnen Laub kreisen und nach der Büffelährte suchen. Mein Verdacht ist richtig: Reichlich Büffel von unterschiedlichen Alters, auf der fette Mistkäfer ihre Arbeit verrichten. Von diesen großen Insekten wurden die Hornraben angelockt. Es gibt aber noch andere kleine „Mistviecher“, die sich jetzt in Wolken auf mich stürzen, nämlich blutgierige TseTse. - Das hier ist ein häufig aufgesuchter Tageseinstand der Wildrinder. Zwischen den angetrockneten Fladen der letzten Tage und Stunden liegt ganz frische Losung!

Die anderen sind gefolgt. Als Richard die feuchtglänzende Losung sieht, leuchten die Augen und sein Jagdfieber ist geweckt. Kaum eine halbe Stunde steht die Fährte von hier aus. Der Wind ist günstig; wir haben die Büffelwitterung schon in der Nase. Langsam ziehen sie vor uns weg, haben ihre Verfolger anscheinend noch nicht bemerkt. Doch das Gelände bleibt unübersichtlich und schwierig. In dichten Horsten zerstreute Verjüngung des lichten Waldes bietet den Büffeln Äsung und gute Deckung. Uns aber scheint die Sonne genau ins Gesicht. Sie färbt sich schon rötlich und ist nicht mehr weit über dem Horizont. In tiefer Gangart arbeiten wir uns vorsichtig voran.

Gerade haben wir wieder ein dichtes Gestrüpp passiert und richten uns auf, um über die Lichtung nach vorne zu schauen. „Nyati!“ wispernd Richard, der neben mir steht. Ich habe sie schon entdeckt und die Büchse sofort an der Schulter. Auf der anderen Seite der kleinen Lichtung, keine dreißig Meter entfernt, sichern zwei Bullen mit erhobenem Windfang in unsere Richtung. Im Dickbusch sind nur die mächtigen Häupter zu erkennen.

Was nun folgt, geht in Wirklichkeit „schneller, als man Kack sagen kann“: Der jüngere mit weit ausladendem Gehörn steht links, der alte mit dem knuffigen Helm ganz dicht daneben. Sein Stich ist schemenhaft auszumachen. Richard schiebt mir den Zielstock zu; das irritiert mich. Auf diese kurze Distanz doch nicht! Vom hohen Windfang ziehe ich nach unten, sehe Konturen, er steht etwas schräg. Ich halte aufs Herz. Als Danie raunt: „aim low!“, ist der Schuss schon raus. Das Vollmantelgeschöß zischt durchs Gehölz und schickt dumpfen Kugelschlag als Abschiedsgruß.

Im gestreckten Bogen poltern die Bullen schräg an uns vorbei. Danie ist schnell vorgesprungen und schießt nach, während ich, die Büchse hoch an der Schulter, noch repetiere. Wie sich später zeigt, vergrößert er nur das Ozonloch um .375 Zoll. Als sich der wunde Büffel stellt und wütend schnaubt, erkenne ich über den Büchsenlauf, dass er taumelt und dicker Schweiß aus dem Äser fliegt. Bevor ich abdrücken kann, bricht er laut röchelnd zusammen. Dann ist es still.

Richard klopf mir fröhlich auf die Schulter: „Nyati dead! Very good shot!“ Der Ranger gratuliert ebenfalls überschwänglich. Doch diese plötzliche Stille scheint mir nicht geheuer. Die Büchsen fertig zum schnellen Schuss, nähern Danie und ich uns im Bogen dem dunklen Klumpen im Unterholz. Gestreckt auf der Seite, liegt der Bulle und rührt sich nicht mehr. Aber schon mancher Büffel ist wieder lebendig geworden, wenn sein Jäger an ihn herantreten ist. Deshalb schieße ich nochmal ins Herz. Danach die Laufmündung ans Licht: kein Zucken. - Büffel tot!

Jetzt wünscht mir auch Danie ein herzliches „Waidmannsheil!“ Er zeigt auf das Haupt des Büffels; das eisgraue Gesicht des Alten war eben im Gegenlicht nicht zu sehen: „Very Old Dagga Boy!“ Ich bin gerührt und dankbar. In diesem Revier am Nyakasanga in der knappen Zeit überhaupt einen Büffel zu strecken, schien fast unmöglich. Dass es schließlich sogar der uralte „Dagga Boy“ ist, von dem ich träumte, habe ich der einmaligen Erfahrung meines alten Freundes „Buffalo Nic“, der Jagdbegeisterung seines Sohnes Danie und nicht zuletzt dem Fährtsucher Richard zu verdanken.

Danie reißt mich aus diesen Gedanken: „Die Sonne geht unter. Komm, wir drehen den Büffel ins Licht, um Fotos zu machen!“ - Er hat tatsächlich eine Digicam im Rucksack mitgeschleppt! „Das ist die Routine des Berufsjägers“, lächelt er. - „Erinnerungsfotos wären schön“, antworte ich, „aber das Bandmaß lass bitte im Sack!“ - Mit Hauruck und vereinten Kräften bringen wir den schweren Bullen in Position und fotografieren im letzten Sonnenlicht. Schon wird es dunkel; wir sind in den Tropen. Doch die Hauptarbeit kommt erst: Büffel bergen, bevor die Löwen und Hyänen ihn finden!

Mit dem Ranger halte ich Löwenwache, während Danie und Richard zum Fahrzeug marschieren. „Was könnten wir in der Dunkelheit tun, falls nun wirklich Hyänen oder Löwen von den Schüssen und der Witterung angelockt werden?“, fragt der Junge. „Nicht einmal Taschenlampen haben wir dabei!“ - Da hat er recht. Wir beziehen Stellung auf einem Termitenhügel unweit des Büffels. Diese Position bietet uns im Sternenlicht leidlichen Überblick.

Die Wartezeit wird nicht lang. Das Interesse des Älteren an seiner Familie schmeichelt dem Shona. Als er erfährt, dass ich sein Heimatdorf im Kommunalland schon vor seiner Geburt kannte, wird er vertrauter und bittet mich um einen Gefallen: „Kannst Du morgen ein Impala für mich schießen?“ - Ich frage erstaunt, ob denn der Büffel und die Impala, die seine Kollegen erst am heutigen Morgen geschossen hätten, nicht genug „Njama“ seien? - „Davon bekommen die Junior Ranger überhaupt nichts ab“, klagt er. „Das beanspruchen die Senior Ranger, um damit ihren Sold aufzubessern.“ - Nic Coetzee bestätigt später, wenn ein „Junior Ranger“ eine Safari begleite, sei es inzwischen üblich, dass der Gast am letzten Jagdtag einen Impalabock für ihn schießt. Der Berufsjäger sorgt dafür, dass der Wildhüter wenigstens dieses Fleisch für sich selbst behalten kann.

Nach gut zwei Stunden Warten und Lauschen hören wir endlich Axthiebe und Motorengeräusche in der Ferne. Mühsam hauen Richard und sein Jägerlehrling einen Pfad für den Landcruiser. Als sie angekommen sind, haben wir Licht, um den Büffel aufzubrechen. Wir teilen den schweren Bullen in zwei Hälften, um ihn mit vereinten Kräften auf die Ladefläche zu wuchten. Dabei verhebe ich mich. Der Hexenschuss macht die gut zwei Stunden Geländefahrt zurück an die Straße zum schmerzhaften Ritt. Aber auch den schwarzen Jungs, die fröhlich auf dem Büffel thronen und von der rohen Leber kosten, vergeht noch das Lachen.

Mitten auf der schmalen Fahrspur im Dickbusch duckt sich ein Mähnenlöwe, als wir in flotter Fahrt um eine Biegung kommen. Knapp vor der Großkatze bringt Danie den Landcruiser zum Stehen. Im Gestrüpp neben der Piste leuchten im Licht der Scheinwerfer die Seher weiterer Löwen. Die Raubkatzen weichen nicht aus. Sie haben die frische Büffelwitterung in der Nase. Der Mähnenlöwe fixiert uns mit stechenden Sehern und setzt zum Sprung auf den Wagen an. Die fahlgrauen Gesichter unserer Jagdhelfer auf der offenen Ladefläche kann ich mir bildlich vorstellen, denn in derselben exponierten Situation habe ich mich selbst schon befunden. Da steigt die Urangst aus den Tiefen des Unterbewusstseins und lässt das Blut in den Adern gefrieren. Danie reagiert sofort und fährt mit Vollgas auf den Löwen zu. Mit einem hohen Satz ins Gebüsch weicht dieser aus und wir brausen davon. - Das war knapp, aber nicht das Ende der Nachtvorstellung im „Großen Zirkus“ am Sambesi.

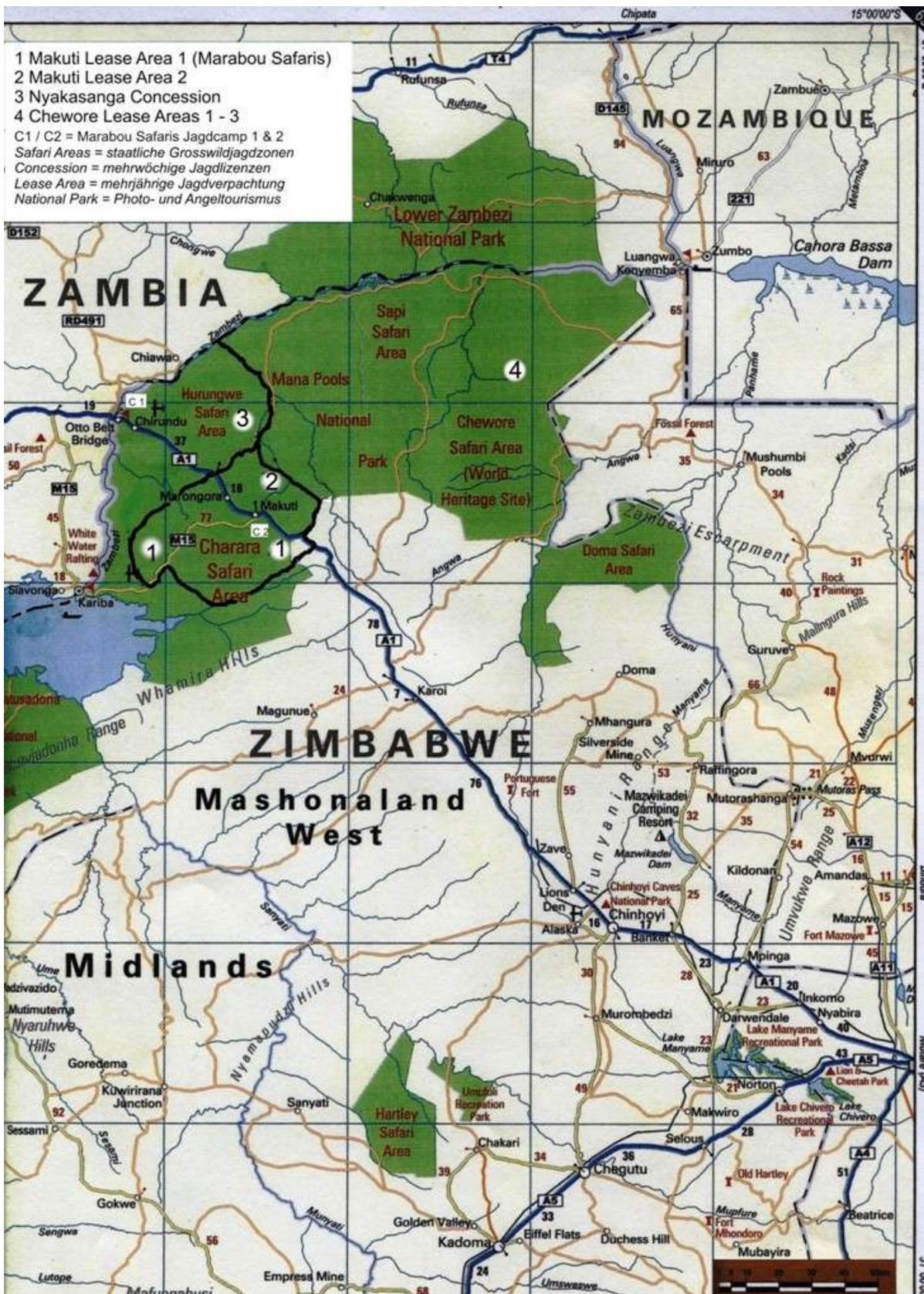
Mitternacht ist lange vorbei, als wir an der Lodge ankommen. Dort sind alle noch wach, denn auch hier lief wieder eine spannende Zirkusnummer: Nic Coetzee mit seiner bekannten Nilpferddressur. Wenn die Hippos abends vor der Lodge aus dem Sambesi steigen, um am grünen Rasen zu äsen, richten sie erheblichen Flurschaden an. Die Unsitte der Urviecher, soeben erst befestigte Uferbänke und den Rasen zu zertrampeln, versucht ihnen der alte Jäger schon seit Monaten mittels Luftgewehr und Schrotflinte auszutreiben. Meist bewirkt ein Schuss mit der starken Luftbüchse die Flucht ins Gewässer. Manchmal demonstrieren die Dickhäuter jedoch ihre Dickfelligkeit. Dann spielen sie Katz und Maus zwischen den zerstreuten Gebäuden der Lodge und sind nur mit einer Ladung Schrot auf die dicke Schwarte davon zu überzeugen, sich einen anderen Äsungsplatz zu suchen.

Wir ziehen die beiden Hälften des Büffels hoch in den mächtigen Ahnenbaum am Zerwirkplatz, denn in den letzten Tagen war nachts immer Löwengebrüll zu hören, allerdings weit entfernt. Zur Feier der erfolgreichen Jagd wird noch eine gute Flasche geleert. Dann begeben wir uns in die Hütten, um noch etwas Nachtruhe zu finden. Daraus wird jedoch vorerst nichts, weil ein großes Hyänenrudel sich mit Keckern und lautem Geheul um die alten Knochen am Schlachtplatz balgt. Nur kurze Zeit später kommen die Löwen und machen den Stinkern mit donnerndem Brüllen den Logenplatz unter dem schwebenden Büffel streitig. Das laute Gezänk tobt bis zum Morgen. Erst in

der Dämmerung wird den hungrigen Räubern endlich klar, dass dieser Platz zwar duftet ist, aber nichts zum Beißen bietet. Das Keckern und Grollen verklingt allmählich in der Ferne.

Natürlich haben wir schon oft im Zelt oder im Freien am Lagerfeuer geschlafen und dem Grollen der Löwen gelauscht. Das schaurig-schöne Gebrüll von Löwen, die in freier Wildbahn jagen, gehört zum Zauber des afrikanischen „Bundu“. Es kann allerdings ziemlich beängstigend sein, wenn das donnernde Grollen den Boden erzittern lässt und die Seher der mächtigen Großräuber nur einen Steinwurf entfernt im Schein des Feuers funkeln. - Bei jener Nachtvorstellung der Löwen nach der Büffeljagd am Sambesi waren die Stahlgitter vor den offenen Türen und Fenstern der Schlafhütten ein Beitrag zum reinen Genuss ...

Übersichtskarte: Nord-Simbabwe und Safarigebiete © Guthörl 2010



Photographische Impressionen © Guthörl 2010

Von Südafrika aus quer durch Simbabwe ...



„Old Working Horse“: LandRover 110 Station Wagon V8 - Baujahr 1989!



Lager auf Pad



Afrikanisches Hochwild im Marakele-Nationalpark am Waterberg: Breitmaulnashörner



*Afrikanisches Niederwild im Buschveld:
Impala oder Schwarzfersenantilope*



„Sicherheitskräfte“ allerorten: Willkommen in Simbabwe!



„Afrikanische Traumzeit“ beim Grenzübergang



Indigener Sport des Schwarzen Kontinents: „African Shuffle“



Der längste Marktplatz Afrikas: „Great Northern Route“



Schwerlastverkehr auf der „Great Northern Route“



Endlose Brachflächen auf früherem Farmland



Verfallener Bauernhof der vertriebenen „Weißen“



Alte Apartheid im „Neuen Simbabwe“: Gesinde nach hinten!



„African Shuffle“ entlang der „Great Northern Route“



Der längste Marktplatz Afrikas: „Great Northern Route“



Der längste Schwarzmarkt Afrikas: „Great Northern Route“



Der längste Schnapsladen Afrikas „Great Northern Route“



Downtown Harare: Anhalten nicht ratsam!



„Rush Hour“ in Harare: Es gibt wieder Treibstoff!



Schwarzer Markt in Harare: Für US\$ kriegt man alles!



„Todsünde“: African Shuffle vor dem AIDS-Zentralfriedhof!



Fossile Hochhäuser incl. „Nightly Black Outs“ & „Cholera-H2O“!

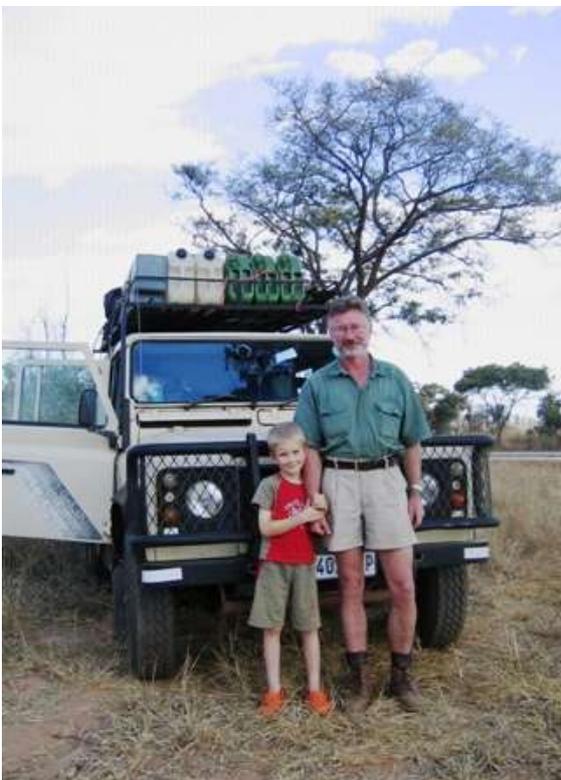


„Exit Only“? - Moderne Infrastrukturen der chinesischen Kolonialisten!

Von Harare zum Sambesi ...



Der längste Schrottplatz Afrikas: „Great Northern Route“



Rast an der „Great Northern Route“



*Der längste Spielzeugladen Afrikas:
„Great Northern Route“*



Die längste Werkbank Afrikas: „Great Northern Route“



Der längste Gemüseladen Afrikas: „Great Northern Route“



Längster Sportplatz Afrikas: African Shuffle an der „Great Northern“



*Die gefährlichsten Kreuzungen Afrikas:
„Great Northern Route“*



Makuti: „Ende der Wolken“ an der „Great Northern“!



„Buffalo Inn“ im „Clouds End Hotel“ - Oase am Ende der Wolken!



Blick von „Clouds End“ in die Safarigebiete am Sambesi



Wildschutzstation Marongora am Sambesi-Escarpment



Längster Müllplatz Afrikas: „Great Northern Route“.

Am Sambesi-Escarpment werden die „Schwarzen Peter“ der Verpackungsindustrie von der Natur grausam bestraft: An diesem Lkw-Rastplatz haben die berühmtesten „Man Eater Lions“ bereits mehrere „Krausköpfe“ gefressen!



Affenbrotbaum: Bioindikator für das trockene Klima im Sambesital!



Junges Gemüse mit Kropf: Jodmangel im Sambesital!



Kariba-Talsperre an der Grenze Simbabwe/Sambia



Indigene Sportskanonen: „African Shuffle“ in Chirundu!



„African Shuffle“ vor der Grenze Chirundu/Otto-Beit-Bridge!



„Afrikanische Traumzeit“ an der Grenze Chirundu/Otto-Beit-Bridge!



Sambesistrom bei Chirundu im „UNESCO-Weltnaturerbe Sambesital“: Großwild wechselt regelmäßig über den Strom; auf beiden Seiten der Staatsgrenze zwischen Simbabwe und Sambia gibt es ausgedehnte Wildreservate. - Im Hintergrund erkennbar: die alte Otto-Beit-Brücke. Neben diese ansehnliche Hängebrücke hat die Volksrepublik China eine hässliche Stahlbetonbrücke für die Schwertransporter mit Kupfer aus Sambia hingeklotzt ...

Wild und Jagd am Sambesi ...

Marabou Safaris



Danie, Iona & Nic Coetzee

Zeltcamp und Jagdrevier am Sambesi-Escarpment



Campküche



Feuerstelle mit Blick ins Jagdrevier



Buschtoiletten



Lapa



Makuti Hunting Lease Area 01 (Marabou Safaris)



Miombo-Savanne am Sambesi-Escarpment



Jagdrevier: Hügelreiches Gelände mit Miombo-Vegetation



Kaffernbüffel im unübersichtlichen Miombowald ...



... sind manchmal schneller weg als man „Kack“ sagen kann!



Kapitale Kaffernbüffel werden regelmäßig gestreckt



Starker Leopardenkuder vom Sambesi-Escarpment

Jagdrevier im Sambesital und Lodge am Großen Strom



*Blick vom Escarpment in Simbabwe über die Sambesi-Tiefebene;
am fernen Horizont ist das nördliche Escarpment in Sambia zu sehen.*



*Typische Vegetation im trockenen Sambesital.
Dichter Mopane-Jungwuchs und undurchdringlicher Jesse-Dickbusch
wechseln mit lichtem Mopane-Hochwald und mächtigen Exemplaren
einer Charakterart der afrikanischen Trockensavannen:
Adansonia digitata (Baobab oder Affenbrotbaum).*



Die wasserspeichernden Baobab werden von Elefanten „verbissen“

wildland.org.za



Häufigste Schalenwildart ist die Impala



Ornithologische Besonderheit: Schopferhuhn!



So vertraut sind die „Dagga Boys“ nur in Mana Pools



Auf der Fährte im Dickbusch ist die Jagd nicht leicht ...



... aber kapitale Trophäen sind hier die Regel!



Löwen sind häufig und manchmal sogar lästig!





Alte Bullen wie dieser tragen rund 60 Pfund Elfenbein pro Zahn; 70-Pfünder werden gelegentlich erlegt, 80-Pfünder sind die große Ausnahme. - Da die Dichte des Elfenbeins hier am Sambesi deutlich geringer ist als in der Kalahari oder Namib, sind die Stoßzähne der alten Bullen sehr voluminös. - Einen derart kapitalen Bullen im Dickbusch zu finden und auf kurze Distanz zu erlegen, ist allerdings eine jagdliche Herausforderung!



*Ebenso schwierige Jagd, aber viel billiger:
Jagdlizenzen für stoßzahnlose Bullen sind sehr günstig,
weil die Ausbreitung dieser unerwünschten Veranlagung
möglichst verhindert werden soll.*



„Cheeky Boy“: Junger Bulle startet Scheinangriff



Mutterherde unter Anabäumen am Sambesi



Blick über den Sambesi nach Sambia



Jungbulle am Sambesiufer



Junggesellentrupp am Sambesi



Reichlich Wasser zum Schöpfen und Baden



Die flachen Lagunen am Flussufer sind Lebensraum für allerlei Wild



Geier und Marabou-Störche



Marabou - Störche



Flusspferde und Krokodile



„Crocodiles are lurking in all waters! - Use Caution!”

wildland.org.za



Kapitale Flusspferde und Krokodile über 4 Meter Länge werden häufig erlegt





„Pyjamapferde mit TseTse-Tarnkappe“: in langer Evolution erprobtes Vorbild für zweckmäßige Kleidung im afrikanischen TseTse-Revier!





Reichlich Gelegenheiten für Schnappschüsse: Hippo-Bulle frontal und Warzenkeiler halbspitz von Hintern ...



... und unsere intelligente Verwandtschaft sorgt derweil für allerlei Kurzweil - und Verwüstungen im Jagdlager!



Einmalige Lage der Jagdlodge von Marabou Safaris auf der hohen Uferbank des Sambesi



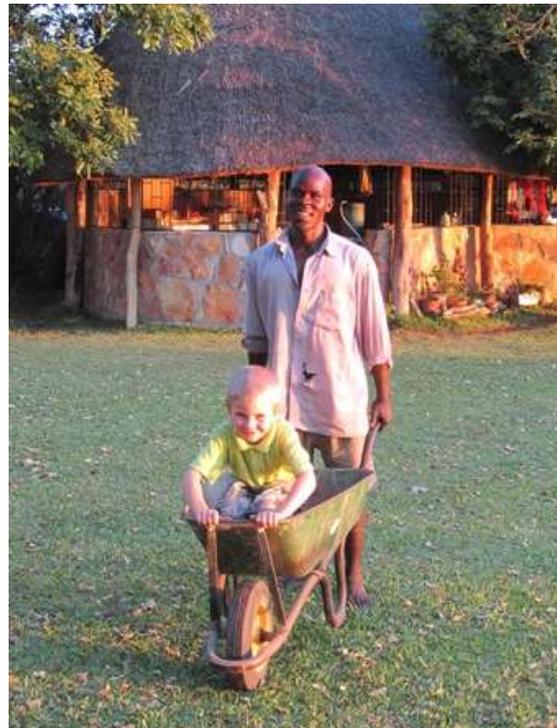
Lapa und Braaiplatz mit freiem Blick über den Sambesi



Rustikale, aber sehr gemütliche Unterkünfte mit Bädern und elektrischem Strom



Rustikale Campküche



Das Lodgepersonal ist freundlich und stets hilfsbereit ...



... auch Frauen und Kinder fühlen sich hier sehr wohl!





„Big Boy“ ist ein regelmäßiger Gast der Lodge an Sambesi



*Elefanten lieben die Schoten der Anabäume sowie die Früchte des Fackelbaumes;
das sind typische Baumarten der Galeriewälder am Sambesi.*



„Big Boy“ ist ein typischer Vertreter der „Big Tusker“ am Sambesi. - Er ist etwa 50 Jahre alt und trägt knapp 60 Pfund Elfenbein pro Stoßzahn. - Der „Elefanten-Opa“ gehört jedoch zur Familie Coetzee und ist streng geschont!





Der Sambesi ist ein sehr fischreiches Gewässer, das Einheimische und Sportangler aus aller Welt kräftig nutzen.





Sportangeln auf dem Sambesi ist keine öde Verlegenheitsbeschäftigung für jagdruhige Tage, sondern eine eigene Herausforderung: „Zambezi-Tiger“ kämpfen an der Angelrute wie die sprichwörtlichen Löwen und genießen bei Raubfischanglern aus aller Welt einen ähnlich legendären Ruf wie der „Zambezi-Lion“ bei den Großwildjägern!





Abendstimmung am Großen Strom





Pirschen und Fährtenkunde in der Umgebung der Lodge: Früh übt sich, wer ein großer Jäger werden will!





Aufbruch zur Büffeljagd!



*An solchen Lehmpannen schöpfen und suhlen die „Dagga Boys“ fast täglich.
Wenn sich frische Trittsiegel finden, folgen wir der Fährte!*



„Nyati!“ - „Old Dagga Boy“!





“Njama!”



“Biltong!”



Bundu-Zauber am Großen Strom!





„Afrikanischer Traumtanz“



„Afrikanischer Traumtanz“ im „Potemkinschen Negerdorf“



Ruine des TseTse-Instituts von Rukomechi. - „TseTse in Our Time“!



“TseTse-Target“: Verwitterte TseTse-Fliegenfalle bei Makuti



Krokodilfarm am Sambesi: Was fressen diese Riesenechsen?



*Futterküche am Sambesi:
Spezialfutter für die Riesenechsen!*



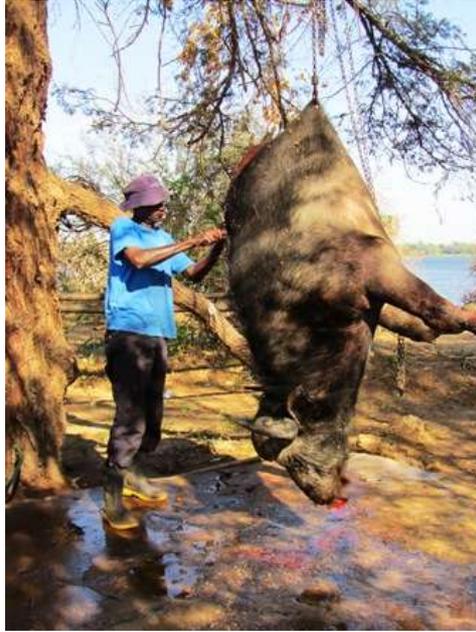
Fütterung der Lederproduzenten!



Wildwurst für die Crocs!



*Schwarze Geschäfte bei "Zimbabwe National Parks and Wildlife Management":
"Crocodiles are present in all waters!"*



*„Afrikanische Metamorphose“ der „Rationen“ für Simbawwes Wildschutzbeamte:
Aus „Njama“ für afrikanische Kinder werden „Croco-Bags“ für asiatische Ladies!*



*„Traditional African Music“?
Die neuen Dirigenten kommen aus China!*



*“About Zimbabwe?
“Crocodiles are present in all waters! - Use Caution!”*



“Big Boy”



*Les éditions - Wildland Weltweit - Verlag
25 rue Principale, F-57720 Rolbing, France
50 Krige Laan, Irene 0062, South Africa*

www.wildlandweltweit.de

**ISBN 2-9526155-6-X
EAN 9782952615563**

wildland.org.za